

Heilpädagogik

Die Fachzeitschrift im Internet

online

Beiträge:

Heidemarie Adam

Gestützte Kommunikation. Mythos oder Realität?

Gary L. Albrecht

American Pragmatism, Sociology and the
Development of Disability Studies

Walter Grode

Die Last der NS-Geschichte

Markus Dederich

NS-Euthanasie und ‚Bioethik‘

Rezensionen

Veranstaltungshinweise

Inhalt

| | |
|--|----|
| Editorial | 2 |
| Heidemarie Adam Gestützte Kommunikation. Mythos oder Realität? 3 | |
| Gary Albrecht American Pragmatism, Sociology and the Development of Disability Studies | 22 |
| Walter Grode Die Last der NS-Geschichte | 51 |
| Markus Dederich (Replik auf Walter Grode) NS-Euthanasie und ‚Bioethik‘ | 57 |
| Rezensionen | 67 |
| Veranstaltungshinweise | 77 |
| Über die Autoren..... | 82 |
| Hinweise für Autoren | 84 |
| Leserbriefe und Forum | 85 |

Heilpädagogik online 03/ 03
ISSN 1610-613X

Herausgeber und V.i.S.d.P.:

[Sebastian Barsch](#)
Lindenthalgürtel 94
50935 Köln

[Tim Bendokat](#)
Meister Gerhard-Str. 24
50674 Köln

[Markus Brück](#)
Lida-G.-Heymann-Str. 13
50321 Brühl

Erscheinungsweise: 4 mal jährlich
<http://www.heilpaedagogik-online.com>

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser!

Wir freuen uns, Ihnen die neue Ausgabe von Heilpädagogik online präsentieren zu dürfen. Es erwartet Sie eine abwechslungsreiche Themenauswahl.

Die ‚Gestützte Kommunikation‘ gehört zu den kontrovers diskutierten Themen in der Heilpädagogik. Nachdem wir bereits in der vorletzten Ausgabe mit Arnd Münster einen Befürworter dieser Methode zu Wort kommen ließen, analysiert in dieser Ausgabe Heidemarie Adam den aktuellen Stand der Debatte um die Gestützte Kommunikation und stellt kritische Fragen an die Methode und ihre Befürworter.

Mit den ‚disability studies‘ ist die Heilpädagogik in jüngster Zeit auf ein neues Forschungsfeld gestoßen. Die Entwicklung dazu nahm in den USA ihren Ausgang. Der amerikanische Sozial- und Kulturwissenschaftler Gary L. Albrecht bietet Ihnen einen Überblick über die Entstehung und die Wurzeln dieses Forschungsfeldes in den USA.

Die zwei abschließenden Texte sind als Beiträge einer Debatte zu sehen. In Ausgabe 02/ 03 von Heilpädagogik online vertrat Markus Dederich im Interview die These, dass die aktuelle Diskussion um bioethische Themen in Deutschland immer in Zusammenhang mit der Geschichte des Nationalsozialismus gesehen werden müsse. Diese Ansicht rief den Widerspruch des Politologen Walter Grottel hervor. In zwei kurzen Beiträgen stellen die Autoren ihre Position zu dieser Thematik dar.

Uns bleibt nun noch, Ihnen eine aufschlussreiche und anregende Lektüre zu wünschen!

Sebastian Barsch

Tim Bendokat

Markus Brück

Heidemarie Adam

Gestützte Kommunikation. Mythos oder Realität?

Eindruck einer Betroffenen

Susanne SCHÄFER berichtet im Anschluss an den Besuch einer Tagung des Vereins „Hilfe für das autistische Kind“ folgendes: „Man hatte teilweise den Eindruck, dass alte Mythen über das ‘geheimnisvolle, autistische Kind, das sich zwar aus Furcht vor der Welt total abschottet, kein Wort spricht, aber in Wirklichkeit hochintelligent ist und ganz tolle Fantasien hat’, wieder gefördert statt bekämpft wurden. Stichwort: ‘Gestützte Kommunikation’ - Wunder. Im Ausland *lachen* sie darüber, was hierzulande im Fernsehen und in der Literatur darüber berichtet wird, weil das bisher keiner wissenschaftlichen Überprüfung standgehalten hat.“ (SCHÄFER 2002, 203). Susanne SCHÄFER hatte viel Hilfe bei der Bewältigung ihres Problems von schwedischen und norwegischen Wissenschaftlern erhalten und dort verschiedene Kongresse besucht. Sie ist eine junge Frau, deren Leben sehr stark durch die Tatsache geprägt ist, dass sie von Autismus betroffen ist. Einerseits ist sie normal intelligent und schafft sogar das Abitur. Andererseits kann sie das innere Chaos nur durch die strikte Einhaltung vieler Rituale und „Zwangshandlungen“ bewältigen. Sie gehört zu den 0,3% - 0,4% der Bevölkerung, deren Zustand als Asperger-Syndrom beschrieben wird.

Anwendung in Deutschland

In der Tat erfreut sich die Gestützte Kommunikation in Deutschland seit einigen Jahren außerordentlich großer Beliebtheit. Sie wird inzwischen nicht nur bei Menschen mit autistischen Verhaltensweisen eingesetzt. Es wird behauptet, dass auch Menschen mit Down

Syndrom, Rett-Syndrom, Cerebralparese und mit geistiger Behinderung unklarer Genese sich mit Hilfe von FC mitteilen können (BUNDSCHUH, 361). Schaut man sich die Berichte der Befürworter der Methode an, so gewinnt man den Eindruck, dass die kognitiven Fähigkeiten der Mehrzahl der Menschen mit geistiger Behinderung in der Vergangenheit unterschätzt wurden. „FC – eine Methode rüttelt am Bild der geistigen Behinderung“ ist der Titel eines Artikels von Arnd MÜNSTER. Allerdings ist dieser Beitrag nicht besonders fundiert. Insbesondere ist ärgerlich, dass die Hinweise auf AutorInnen wie Christiane NAGY, Douglas BIKLEN, Konrad BUNDSCHUH, Andrea BASLER-EGGEN, Gerhard SCHAER und Andrea ALFARÉ nicht durch entsprechende Literaturverweise gestützt werden. Kritische LeserInnen haben deshalb kaum eine Möglichkeit, die aufgestellten Behauptungen zu überprüfen.

Unerwartete Erfolge

Seit einigen Jahren berichten Eltern und PraktikerInnen von großen Erfolgen, die durch die Gestützte Kommunikation erreicht werden können. Es schien endlich ein Mittel gefunden worden zu sein, um diesen Menschen zu helfen, sich zu äußern und ihre Empfindungen mitzuteilen.

Validierungsversuche

Neben den Erfolgsmeldungen waren aber schon bald kritische Stimmen zu hören. Es wurden u.a. in den USA eine Reihe kontrollierter Studien zur Validität der FC durchgeführt. Bei den meisten der beteiligten Versuchspersonen konnte keinerlei authentische Kommunikation nachgewiesen werden. Eine inhaltliche Steuerung der Versuchspersonen durch die StützerInnen war dagegen nachweisbar. Studien, die zu positiven FC-Ergebnissen kamen,

hatten durchweg große methodische Mängel. Außerdem ging auch dort die kommunikative Leistung der Probanden fast nie über das Übermitteln von einzelnen Buchstaben, Zahlen oder Sichtwörtern hinaus.

Es gibt bis jetzt keine Studie, mit der belegt werden kann, dass ein Schreiber oder eine Schreiberin in der Lage ist, mit Hilfe von FC elaborierte Texte zu produzieren. Dieses Ergebnis hat dazu geführt, dass die Hoffnungen, die man anfangs auf FC gesetzt hatte, in Ländern wie Skandinavien, Österreich und den USA wieder begraben worden sind. Ein eindrucksvolles Dokument dieses Prozesses ist der Film „Prisoners of Silence“. Er wurde im deutschen Fernsehen von Spiegel-TV ausgestrahlt.

In Deutschland wird aber immer noch eine heftige, teilweise sehr emotionale Debatte um das Pro und Kontra von Gestützter Kommunikation geführt. Die folgenden Ausführungen sollen den Hintergrund der Diskussion beleuchten und fragwürdige Aspekte der Gestützten Kommunikation darstellen.

Die Methode

Die Methode wurde von der Australierin Rosemary Crossley entwickelt und unter dem Namen „Facilitated Communication“ (abgekürzt FC) bekannt. Nachdem Douglas BIKLEN von der Syracuse University (New York) FC in zahlreichen Publikationen der Öffentlichkeit vorgestellt hatte, breitete sie sich ab 1990 in den USA außerordentlich rasch aus (vgl. BIKLEN 1993). Von dort kam sie dann auch nach Deutschland. Inzwischen gibt es unzählige Beschreibungen der Art und Weise, wie FC durchgeführt wird (vgl. ADAM 2003, 144 ff.). Deshalb soll an dieser Stelle auf eine erneute

ausführliche Darstellung verzichtet werden. In der Dissertation von Adrienne BIERMANN findet sich eine sehr fundierte Auseinandersetzung mit der Methode (vgl. BIERMANN 1999).

Kernpunkt der Gestützten Kommunikation ist die physische Hilfe, die die schreibende Person durch Stützerin oder Stützer erhält. Es gibt Abstufungen der Intensität der Stütze, die Monika LANG wie folgt beschreibt:

Es wird gestützt

„an der Hand mit Isolierung des Zeigefingers,
die Hand des Schreibers liegt in der offenen Hand des Stützers,
die Hand des Stützers liegt unter Unterarm, Ellbogen oder Oberarm
des Schreibers,

Berührung an der Schulter oder anderen Körperteilen des Schreibers,

der Stützer sitzt neben dem Schreiber oder steht hinter ihm ohne körperliche Berührung.

Dabei gilt immer das Prinzip der Minimalstütze mit dem meist langfristigen Ziel der Unabhängigkeit des Schreibers vom Stützer (das sogenannte Ausblenden).“ (LANG 2003, 141)

Stützen und Gestützte Kommunikation

Unabhängig davon, wie man die Gestützte Kommunikation bewertet, muss an dieser Stelle darauf hin gewiesen werden, dass es gute sonderpädagogische Praxis ist, Menschen, die eine Handlung nicht selbständig durchführen können, durch Handführung oder eine andere physische Unterstützung zu helfen, einen Bewegungsablauf zu erlernen. Soll ein Kind lernen, mit dem Löffel zu essen, so werden Eltern oder BetreuerInnen die Hand des Kindes mit der eigenen Hand umschließen und ihm helfen, den

Löffel zum Munde zu führen. Ähnlich wird bei vielen Tätigkeiten des praktischen Lebens vorgegangen.

Der Unterschied zur Unterstützung bei der Gestützten Kommunikation ist in den der FC zugrundeliegenden Annahmen zu suchen. Wird Essen mit dem Löffel durch Handführung geübt, so gehen die BetreuerInnen davon aus, dass das Kind diese Fähigkeit noch nicht besitzt, aber durch Übung erwerben kann. Ähnlich wie bei FC ist es das erklärte Ziel, die physische Unterstützung möglichst rasch wieder auszublenden. Gelingt dies Ausblenden der physischen Unterstützung nicht, wird das Ziel in kleinere Teilschritte zerlegt, ein motivierenderes Nahrungsmittel gewählt oder ein anderer Löffel eingeführt.

Im Rahmen von FC-Trainings wird dagegen davon ausgegangen, dass ein Kind bzw. ein Jugendlicher bereits lesen und schreiben kann und nur aufgrund motorischer Probleme, Wortfindungsstörungen oder ähnlichem nicht in der Lage ist, seine wirklichen Fähigkeiten zu zeigen.

Die Rolle der StützerInnen

Nach Meinung der BefürworterInnen hängt das Gelingen gestützter Kommunikation stark von den Einstellungen und Haltungen der StützerInnen ab (DUCHAN 1993). Die stützende Person muss davon überzeugt sein, dass die Schülerin bzw. der Schüler im Prinzip zu differenzierter Kommunikation in der Lage ist, auch wenn diese Fähigkeit bisher noch nicht gezeigt wurde. Weitere notwendige Voraussetzungen sind die Fähigkeit, emotionale Unterstützung geben zu können, immer wieder zu ermutigen, ständig Geduld und

Zuversicht zu zeigen. Zu Beginn sollten mit Hilfe einfacher und vertrauter Inhalte Erfolgserlebnisse vermittelt werden.

Wenn die FC-Kommunikation trotzdem misslingt, sollte dies nie der Schülerin oder dem Schüler angelastet werden. CROSSLEY empfiehlt den Stützerinnen und Stützern negative Erwartungen und Einstellungen möglichst vollständig zu überwinden (CROSSLEY 1994, S.46).

Grundsätzlich werden die physische und die emotionale Unterstützung als gleichbedeutend und gleich wichtig erachtet.

Theoretische Annahmen

Nach Ansicht von FC-VertreterInnen liegt den meisten Kommunikationsstörungen ihrer Klientel eine globale Dyspraxie zugrunde. CROSSLEY vermutet, dass aufgrund einer neurologischen Störung die willkürlichen, zum Sprechvorgang oder zum Bedienen einer Kommunikationshilfe notwendigen Muskelbewegungen nicht steuerbar sind (CROSSLEY 1994, S.134). Die Wirkungsweise von FC besteht darin, dass durch eine Vereinfachung und Verlangsamung gegenüber der normalen Bewegung neuromotorische Widerstände überwunden werden können (BIKLEN 1993, S.64ff).

CROSSLEY erklärt das unerwartet hohe sprachliche Niveau der FC-Kommunikationen damit, dass der Leselernprozess bei ihrer Klientel unbemerkt, ohne formalen Lehrprozess stattgefunden habe. Sie glaubt, dass für den Leselernprozess ähnliches gilt wie für den Lautspracherwerb. Dieser erfolgt nicht durch Belehrung, sondern dadurch, dass Säugling und Kleinkind ständig von lautsprachlichen Äußerungen umgeben sind. Für erleichternd hält sie die Tatsache, dass die Schrift im Vergleich zum gesprochenen Wort ein dauerhaftes Medium ist und damit zur Dekodierung mehr

Zeit lässt. Auch hält sie es generell für möglich, dass die Schriftsprache ohne Kopplung an die Lautsprache erlernt werden kann.

Richtig an Rosemary CROSSLEYS Behauptung ist, dass die geistigen Fähigkeiten von Menschen ohne Lautsprache, die gleichzeitig schwer körperbehindert sind, in der Vergangenheit außerordentlich häufig falsch eingeschätzt worden sind. In dem Maße, wie ihnen Talker und andere Kommunikationshilfen zu Verfügung gestellt wurden, konnten sie ihre Fähigkeiten zeigen.

Einer meiner Studenten hat 1990 eine Examensarbeit über einen schwerstmehrfach behinderten jungen Mann geschrieben. Er wollte ihm einfache Computerspiele beibringen, um ihm eine altersgemäße Freizeitbeschäftigung zu eröffnen. Der junge Mann konnte nur einen großen Zeh willkürlich bewegen. Die Computertastatur wurde so angebracht, dass die Bedienung mit dem Fuß möglich wurde.

Der junge Mann hat die Spiele auch gelernt, war aber nicht so begeistert wie der Student es erwartet hatte. Immer wenn er ein Spiel verstanden hatte, wollte er ein neues haben. Schließlich sind dem Studenten die Spiele ausgegangen. Da die Stunde noch nicht zuende war, hat er ihn an einem Textverarbeitungsprogramm arbeiten lassen. Der junge Mann schien nur auf diesen Augenblick gewartet zu haben. Zur größten Überraschung des Studenten tippte er die Namen aller seiner Klassenkameraden in den Computer.

Auch bei diesem Schüler hatte niemand gewusst, in welchem Umfang er über eine innere Sprache verfügte und dass er bereits lesen und schreiben konnte. Rückblickend wurde klar, dass er dem Leseunterricht seiner Klasse aufmerksam gefolgt ist. Die Namen der Schüler sind in der Regel in Schulen für Geistigbehinderte an den Kleiderhaken, auf Tischen, Stühlen, Tassen und dem Ämterplan gut sichtbar angebracht. Der junge Mann hatte also viele

Jahre Gelegenheit gehabt, sich gerade die Namen der Klassenkameraden gut einzuprägen.

Der Unterschied zwischen diesem Fall und FC-Schreiben liegt im Grad der Selbstständigkeit. Der hier beschriebene junge Mann konnte einen Zeh willentlich bewegen. Er hat die Namen getippt, ohne dabei gestützt zu werden.

Ergebnisse von empirischen Untersuchungen

Empirische Überprüfungen zur Wirksamkeit der gestützten Kommunikation waren zunächst deshalb kaum durchführbar, weil FC-VertreterInnen die Methoden herkömmlicher empirischer Forschung für unangemessen hielten. Äußere Anlässe, vor allem gerichtlich angeordnete Überprüfungen der Urheberschaft bei Anklagen wegen sexuellen Missbrauchs, übten einen deutlichen Druck aus, empirische Untersuchungen durchzuführen.

BLIGH und KUPPERMAN (1993: 'Facilitated communication evaluation procedure accepted in a court case') haben eine Studie vorgelegt, die zeigt, wie man experimentell vorgegangen ist. Es ging um die Frage, ob die FC-Kommunikationen von der stützenden Person inhaltlich beeinflusst waren.

Bei der von BLIGH und KUPPERMAN beschriebenen Probandin handelte sich um ein zehnjähriges, stark sehbehindertes Mädchen. Die Entwicklung war sehr verlangsamt verlaufen und sie zeigte autistische Verhaltensweisen. Stützerin war die Lehrerin des Kindes, die eine FC-Schulung absolviert hatte. Im Rahmen des FC-Trainings hatte die Lehrerin jeweils eine Frage in den Computer eingegeben. Die Schülerin hatte diese vom Bildschirm abgelesen und mit Hilfe ihrer Lehrerin eine Antwort in den Computer eingetippt.

Im Rahmen der Untersuchung wurden die Versuchsbedingungen vierfach variiert.

- 1) FC-Kommunikation, ohne dass die stützende Lehrerin die Tastatur einsehen kann,
- 2) Das Kind bekam schriftlich Fragen gestellt, die die Stützerin nicht einsehen durfte.
- 3) Die Stützerin durfte die Fragen sehen, die dem Kind gestellt wurden, aber die Fragen waren so ausgewählt, dass nur das Kind – nicht die Stützerin die Antwort kannte.
- 4) Die Stützerin sah die Fragen. Kind und stützende Lehrerin kannten die Antworten

In Tabelle 1 sind die Ergebnisse zusammengefasst:

| Versuchsbedingungen | | | |
|---|---|---|---|
| 1) | 2) | 3) | 4) |
| FC ohne Tastatur-Einsicht für die Stützerin | Fragen nur für das Kind sichtbar | Fragen für Stützerin und Kind sichtbar - Antworten sind der Stützerin unbekannt | Fragen für Stützerin und Kind sichtbar - Antworten sind der Stützerin bekannt |
| Ergebnisse | | | |
| sinnlose Buchstaben-Folgen | verständliche sprachliche Äußerungen, nicht zu den Fragen passend | zu den Fragen passende, aber unrichtige Antworten | richtige Antworten |

Tab. 1: Versuchsbedingungen und Ergebnisse von BLIGH & KUPPERMAN (1993)

Aus der Tabelle geht hervor, dass richtige Antworten nur unter der Bedingung zustande kamen, dass die stützende Lehrerin sowohl Einblick in die Fragen hatte, als auch über die richtigen Antworten vorher orientiert war. Die Ergebnisse legen nahe, dass die FC-

Kommunikationen inhaltlich durch die stützende Lehrerin gesteuert waren. Damit lieferten die Untersuchungsergebnisse vor Gericht keinen Beweis für unabhängige FC-Kommunikation dieses Mädchens, denn richtige Antworten kamen ohne den Einfluss der Stützerin nicht zustande. Konsequenterweise wurden die FC-Kommunikationen, in denen ein Elternteil des Missbrauchs bezichtigt worden war, vor Gericht nicht als Beweismittel anerkannt.

Zum Thema der Überprüfung der FC-Effektivität sind weitere Untersuchungen durchgeführt worden. Eine zusammenfassende Analyse von 15 Studien, die zwischen 1991 und 1995 publiziert worden sind, ist 1995 von JACOBSON et al. vorgelegt worden.

Ziel der Untersuchungen war, herauszufinden, ob die Quelle der FC-Kommunikation die behinderte oder die stützende Person war. Man entwickelte Untersuchungsbedingungen, bei denen der Einfluss der stützenden Person systematisch variiert werden konnte. Dabei wurden unterschiedliche Methoden angewandt, um den Einfluss der stützenden Person zu kontrollieren.

- Eine davon ist das sog. 'message-passing'. Hierbei wird der Person mit der Kommunikationsstörung in Abwesenheit der stützenden Person ein Bild, Objekt oder Filmausschnitt gezeigt oder mit ihr eine Aktivität durchgeführt. Unmittelbar danach findet eine FC-Sitzung statt, in der nach einer Beschreibung des Objektes oder Vorgangs gefragt wird.
- In einer anderen experimentellen Anordnung wurde ein Karten-Set mit einer Auswahl einfacher Lückensätze und Fragen vermischt mit Blanko-Karten verwendet, die der behinderten Person mit bzw. ohne Einblicksmöglichkeit für die stützende Person vorgelegt wurden. Die stützende Person wusste bei dieser Versuchsanordnung nicht, ob überhaupt eine Frage gestellt worden war bzw. welche.

- Außerdem wurden Fragen aus Bereichen gewählt, über die die stützende Person nicht Bescheid wissen konnte (s.o.).
- Weiterhin setzte man Zwischenwände und Kopfhörer ein, um eine etwaige Einflussnahme der stützenden Personen zu verhindern.

Der Vergleich dieser 15 experimentellen Untersuchungen, an denen insgesamt 126 FC-Nutzer beteiligt waren, erbrachte ernüchternde Ergebnisse:

War der Einfluss der stützenden Person systematisch ausgeschlossen worden, konnte kein FC-Effekt beobachtet werden. Von 126 FC-Nutzern gab es lediglich vier Probanden mit sinnvollen Kommunikationen. Nur bei zwei dieser vier ließen sich die Ergebnisse wiederholen. Damit beläuft sich die Erfolgsquote von FC in dieser Studie auf 1,59%, ein in der Tat wenig überzeugendes Resultat (vgl. JACOBSON et al. 1995).

Man darf dies Ergebnis nicht entkräften, indem man den Untersuchern negative Voreinstellungen zur FC unterstellt. Die meisten Untersuchungen wurden nicht durchgeführt, um FC zu diskreditieren. Die stützenden Personen, die sich beteiligten, waren völlig davon überzeugt, keinen Einfluss auf die FC-Kommunikation ausüben zu können, und hochmotiviert, dies zu dokumentieren. Dies wird u.a. in dem oben genannten Film „Prisoners of Silence“ deutlich. Lehrerinnen und Lehrer beschreiben außerordentlich anschaulich, in welche existenziellen Krisen sie geraten sind, nachdem sie die negativen Testergebnisse zur Kenntnis nehmen mussten.

Die kommunikationsgestörten Personen arbeiteten bei den wissenschaftlichen Untersuchungen in der Regel mit der stützenden Person zusammen, an die sie gewöhnt waren. Außerdem wurde versucht, eine möglichst natürliche und stressfreie Situation zu schaffen. Gegen die Behauptung, dass Menschen mit autistischen Verhaltensweisen in Testsituationen nicht adäquat reagieren

können, spricht auch die Tatsache, dass sie das richtige schreiben, wenn Stützerin oder Stützer z.B. das gleiche Bild sehen wie sie selbst. Wenn sie tatsächlich total verwirrt wären durch die Testsituation, wären eigentliche keinerlei richtige Antworten möglich.

Adrienne BIERMANN hat sich in ihrer Dissertation ebenfalls mit der Authentizität von Texten beschäftigt, die mit Hilfe der Methode der Gestützten Kommunikation entstanden waren. Sie hat in einer differenzierten Metaanalyse 44 amerikanische Studien untersucht. Es soll hier nicht näher auf das Verfahren eingegangen, sondern nur die Ergebnisse vorgestellt werden.

Folgende Tendenzen wurden deutlich:

- Die Authentizität der FC-Äußerungen ließ sich insgesamt nur bei einem Fünftel der in kontrollierten Studien untersuchten Versuchspersonen nachweisen, dagegen eine Beeinflussung durch die StützerInnen bei drei Viertel der Grundgesamtheit.
- Außerdem ging die kommunikative Leistung der Probanden in fast keinem der dokumentierten Fälle über Einwortmitteilungen hinaus.
- Am Beispiel des möglichen Einflusses von Wortfindungsstörungen auf die Testleistungen zeigte sich, dass sich diese Annahme der FC-BefürworterInnen nicht durch die Daten aus dieser Literaturanalyse stützen lässt.
- Ferner haben, wie sich am Beispiel der Darbietungsmodalität für das Testmaterial aufzeigen lässt, Bedingungen, die den Validitätsnachweis begünstigen, unerwünschte Nebenwirkungen darin, dass gleichzeitig die Beeinflussbarkeit gesteigert wird. Die StützerInnen waren sich jedoch in keiner Weise bewusst, dass eine Beeinflussung stattfand.

- Auch die zum Aufgabenniveau erhobenen Daten stützen die Annahme nicht, dass ein hohes Aufgabenniveau den Nachweis valider FC-Botschaften erleichtert.

Auf dem Hintergrund dieses Ergebnisses ist es überraschend, wenn Monika LANG (2003) betont, dass gerade die Untersuchung von Adrienne Biermann gezeigt habe, dass das Verhältnis der validierten zu den nicht validierten Ergebnissen 1 : 6 sei, und dass dies doch als außerordentlich günstig zu beurteilen sei. Hier werden die Ergebnisse einer Autorin vor einen Karren gespannt, für den sie nicht geeignet sind. Betrachtet man die Mehrzahl der außerordentlich elaborierten Texte, die den mit FC kommunizierenden Personen zugeschrieben werden, dann sind die wenigen einigermaßen gesicherten Einwortkommunikationen ein außerordentlich mageres Ergebnis.

Natürlich sind diese ernüchternden Ergebnisse auf Seiten der FC-BefürworterInnen nicht ohne Widerspruch geblieben. Es ist zu einer Polarisierung bezüglich der Einschätzung der FC als einer wissenschaftlich fundierten Methode gekommen.

FC-VertreterInnen argumentieren, dass es die unnatürliche Testsituation den FC-NutzerInnen praktisch unmöglich mache, adäquat zu reagieren. Deshalb müssten andere Überprüfungsverfahren wie die teilnehmende Beobachtung eingesetzt werden, um die tatsächlichen Fähigkeiten der FC-Nutzer aufzuzeigen.

FC-KritikerInnen halten dagegen, dass an FC die gleichen Maßstäbe wie an andere Methoden der Unterstützten Kommunikation anzulegen seien, bei denen die Effektivitätsüberprüfung ebenfalls durch quantitative Methoden erfolge. Das Zustandekommen der FC-Kommunikationen erklären sie dadurch, dass die stützenden Personen den FC-NutzerInnen unbewusst und ohne Absicht kaum

wahrnehmbare Hinweisreize ('cues') geben und damit die Buchstabenwahl steuern.

Zusammenfassung und Ausblick

In diesem Beitrag wurde die Methode der FC vorgestellt, theoretische Annahmen ihrer VertreterInnen aufgezeigt und empirische Untersuchungsergebnisse zusammengefasst.

Die gestützte Kommunikation übt eine große Faszination auf AnhängerInnen und KritikerInnen sowohl unter Eltern, Betreuern, beruflich mit der Klientel Befassten als auch in der breiten Öffentlichkeit aus. Die persönlichen Erfahrungen, von denen stützende Personen und FC-VertreterInnen berichten, stehen im Widerspruch zu empirischen Ergebnissen.

Beim gegenwärtigen Diskussionsstand scheint es naheliegend, FC mit Vorsicht und Skepsis zu betrachten, zu störanfällig ist das Zusammenwirken von StützerIn und FC-NutzerIn.

Gegenwärtig kann die Gestützte Kommunikation nicht als eine Kommunikationsmethode betrachtet werden, mit der sich eine zuverlässige, authentische Kommunikation erreichen lässt. Kommunikationserfolge sind selten nachweisbar, Beeinflussung der FC-Botschaften durch die StützerInnen dagegen sehr häufig.

Trotz der jahrelangen Anwendung der gestützten Kommunikation gibt es keine wissenschaftlich einwandfrei dokumentierten Fälle, die belegen, dass über diese Methode selbstständiges Schreiben hätte gelehrt werden können.

Deshalb ist vom Einsatz der Methode eher ab- als zuzuraten, zumindest muss über deren Fragwürdigkeit aufgeklärt werden. Kostenträger aus dem Bildungs-, Sozialhilfe- und Gesundheitsbereich sollten ihre Mittel für zuverlässigere Methoden einsetzen,

auch wenn sich hier die Erfolge nur mühsam und durch zeitraubende Hilfen erzielen lassen.

An dieser Stelle hat sich meine eigene Sicht im Laufe der Zeit stark verändert. Noch vor wenigen Jahren glaubte ich, dass es legitim sei, FC anzuwenden, wenn andere Methoden der Unterstützten Kommunikation nicht greifen. Ich war der Meinung, dass es zumindest nicht schaden könne, einen Versuch mit FC zu machen. Inzwischen bin ich hier wesentlich vorsichtiger.

Wenn in dem bereits genannten Aufsatz von Arnd MÜNSTER berichtet wird, dass im Auhof Hilpoltstein nicht nur einigen wenigen Menschen FC angeboten wird, sondern 80 Personen von 180, dann ist das doch außerordentlich bemerkenswert. Im Text heißt es, dass es sich um Menschen mit geistiger Behinderung handelt, mit zum Teil zusätzlichen schweren Körperbehinderungen. Nur knapp 10% von ihnen können die Werkstatt für Behinderte besuchen. Die anderen 90% sind zu schwer behindert, um das erforderliche Mindestmaß an wirtschaftlich verwertbarer Leistung zu erbringen. Von dieser Gruppe wird nun gesagt: „Es ist ein unerklärliches Phänomen, dass sich über 80% mit Hilfe von FC – nach einer Anbahnungsphase oder spontan – schriftsprachlich mitteilen können.“ (MÜNSTER 2003, 44).

In der bereits weiter oben zitierten Dissertation von Adrienne BIERMANN finden sich auch Hinweise auf Evaluationsmöglichkeiten. Es wäre wünschenswert, wenn diese „unerklärlichen Phänomene“ einer Überprüfung unterzogen werden würden.

Wird in Ausnahmefällen FC eingesetzt, und werden von gestützten Äußerungen wichtige Entscheidungen abhängig gemacht, so ist es notwendig, deren Authentizität mit Methoden der Kontrollierten Einzelfallforschung (JULIUS et al., 2000) zu untersuchen. Diese

Methodik eignet sich ferner dazu, Effektivitätsvergleiche zwischen unterschiedlichen Kommunikationsmethoden durchzuführen.

Die Ergebnisse der vergleichenden Literaturanalyse (vgl. BIERMANN, 1999), die Widerlegung theoretischer Erklärungsversuche (vgl. NUBBECK, 2000) und die Ausführungen zum praktischen Nutzen der Methode (vgl. BOBER & THÜMMEL, 1999) verlangen eine Fortführung der FC-Diskussion mit dem Ziel, dass:

- die vorliegenden Studien nicht nur mit den Augen der jeweiligen Autoren gesehen, sondern eingehend daraufhin analysiert werden, ob die für Kausalaussagen notwendige experimentelle Kontrolle wirklich gewährleistet war (vgl. BOBER 2000),
- untersucht wird, ob und inwieweit die Ergebnisse bei den Betroffenen zu alltags-relevanten kommunikativen Verbesserungen führen (BOBER & BIERMANN, 2001),
- auf Methoden der Unterstützten Kommunikation aufmerksam gemacht wird, die mit wesentlich positiveren Ergebnissen evaluiert werden konnten wie z.B. das Picture Exchange Communication System (FROST & BONDY 1994) oder der TEACCH-Ansatz (vgl. MESIBOV, 1995) und darauf zu drängen, dass auf breiter Basis sowohl die Validierung der FC im Einzelfall als auch die Effektivität der Gestützten Kommunikation im Vergleich mit anderen Methoden der Unterstützten Kommunikation untersucht werden (BIERMANN 2000).

Literatur

- ADAM, Heidemarie (2003): Was leistet die Gestützte Kommunikation für Menschen mit autistischen Verhaltensweisen. In : Zeitschrift für Heilpädagogik Heft 4/2003 S. 144.
- BIERMANN, A. (1999). Gestützte Kommunikation im Widerstreit. Empirische Analyse eines umstrittenen Ansatzes. Berlin: Edition Marhold.
- BIERMANN, A. (2000). Gestützte Kommunikation: Ein Konzept zur Überprüfung der Authentizität und Effektivität einer umstrittenen Kommunikationsmethode. Sonderpädagogik, 30 (1), 4–15.
- BIKLEN, D. (1993). Communication unbound. How Facilitated communication is challenging traditional views of autism and ability/disability. New York, NY: Teachers College Press
- BLIGH, S. & P. KUPPERMAN, (1993). Facilitated communication evaluation procedure accepted in a court case. In: Journal of Autism and Developmental Disorders, 23 (3), 553-557.
- BOBER, A. (2000). Bericht über die Münchner Studie zur Gestützten Kommunikation – Kritische Rezension des Abschlussberichtes. Heilpädagogische Forschung, 26 (4), 213-219.
- BOBER, A. & A. BIERMANN (2001). Tagungsbeitrag zur ISAAC-Tagung in Dortmund am 15.09.2001.
- BOBER, A. & I. THÜMMEL (1999). Es kann doch zumindest nicht schaden? Risiken beim Einsatz der Gestützten Kommunikation. Die neue Sonderschule, 44, 434-452.
- BUNDSCHUH, Konrad (8/1998). Facilitated Communication. In: Zeitschrift für Heilpädagogik 49. Jahrg.S.358 ff.
- CROSSLEY, R. (1994). Facilitated communication training. New York, N.Y.: Teachers College Press.
- DUCHAN, J.F. (1993). Issues raised by facilitated communication for theorizing and research autism. Tutorial. In: Journal of Speech and Hearing Research, 36, 1108-1119.
- FROST, L. & BONDY, A. (1994) PECS: The Picture Exchange Communication System Training Manual. Cherry Hill, N.J., USA: Pyramid Consultants.
- HÄUSSLER, A. (1999). Strukturierung als Hilfe zum Verstehen und Handeln: Die Förderung von Menschen mit Autismus nach dem Vorbild des TEACCH-Ansatzes. In: ISAAC-Gesellschaft für Unterstützte Kommunikation (Hrsg.). Unterstützte Kommunikation mit nichtsprechenden Menschen (S. 72-85). Karlsruhe: von Loeper
- JACOBSON, J.W., MULICK, J.A. & SCHWARTZ, A. (1996). A history of facilitated communication. Science, pseudoscience, and antiscience. Science working group on facilitated communication. In: American Psychologist, 50 (9), 750-765.

- JULIUS, H., SCHLOSSER, R. & GOETZE, H. (2000). Kontrollierte Einzelfallstudien. Eine Alternative für die sonderpädagogische und klinische Forschung. Göttingen: Hogrefe.
- LANG, Monika (2/2003). Gestützte Kommunikation – Versuch einer Standortbestimmung. In: Geistige Behinderung. Fachzeitschrift der Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e.V. Marburg
- MESIBOV, G.B. (1995). Division TEACCH: a program model for working with autistic people and their families. In M.C. Roberts (Ed.). Model practices in service delivery in child and family mental health (pp. 85-97). New Jersey: Erlbaum.
- MÜNSTER, Arnd (2003). FC – eine Methode rüttelt am Bild der geistigen Behinderung. In: Heilpädagogik online 01/2003, 33.
- NELSON, Nickola Wolf (1993). Childhood language disorders in context. Infancy through adolescence. New York, NY: Macmillan Publishing Co.
- NUßBECK, Susanne (2000). Gestützte Kommunikation. Ein Ausdrucksmittel für Menschen mit geistiger Behinderung? Göttingen: Hogrefe.
- SCHÄFER, Susanne (2. erweiterte Auflage 2002). Sterne, Äpfel und rundes Glas. Mein Leben mit Autismus. Stuttgart

Zu zitieren als:

ADAM, Heidemarie: Gestützte Kommunikation. Mythos oder Realität?, in: Heilpädagogik online 03/03, 3-20
http://www.heilpaedagogik-online.com/heilpaedagogik_online_0303.pdf,
Stand: 01.07.2003

[Kommentieren Sie diesen Artikel!](#)

mitSPRACHE

FACHZEITSCHRIFT FÜR SPRACHHEILPÄDAGOGIK

Die Fachzeitschrift mitSPRACHE (ehemals: der sprachheilpädagoge) richtet sich an alle, die mit Sprache, mit dem Spracherwerb und dessen Beeinträchtigungen bzw. mit Sprachlichkeit im weitesten Sinne zu tun haben: an Betroffene, an SprachheilpädagogInnen, an Eltern, an LehrerInnen, an interessierte Personen aus angrenzenden Fachdisziplinen etc. Veröffentlicht werden Fachbeiträge aus Wissenschaft und Praxis sowie konkrete und praktische Anregungen zur Unterstützung der kommunikativen Kompetenz.

Möglichst vielfältige Zugänge zum Thema Sprache/Sprachlichkeit sollen breitgefächerte Anregungen bieten, und auch die interaktionalen Zusammenhänge im Hinblick auf den Spracherwerb wie auch auf (Sprach- bzw. Kommunikations-) Behinderung bzw. Enthinderung sollen verdeutlicht werden.

Hinweise auf Fortbildungsveranstaltungen im gesamten deutschsprachigen Raum, Rezensionen aktueller Neuerscheinungen und Fachzeitschriften sowie Berichte über ÖGS-Aktivitäten in den Bundesländern etc. ergänzen die Inhalte mitSPRACHE.

Der Bezug der mitSPRACHE ist für Mitglieder der ÖGS im jährlichen Beitrag enthalten. Die Mitgliedschaft ist für alle Interessierte offen und kostet im Inland € 50.- (Studierende € 20.-), Ausland € 55.- (Studierende € 30.-). Die Fachzeitschrift erscheint vierteljährlich: im März, im Juni, im September, im Dezember. Die Redaktion begrüßt eingesandte Manuskripte und verweist auf die folgenden Termine für den jeweiligen Redaktionsschluss: 15. Dez., 15. März, 1. Mai, 15. Sept.

Manuskriptrichtlinien sowie auch weitere Hinweise zur Österreichischen Gesellschaft für Sprachheilpädagogik finden Sie unter www.sprachheilpaedagogik.at



Gary L. Albrecht

American Pragmatism, Sociology and the Development of Disability Studies

Disability is increasingly in the public consciousness for a myriad reasons. As populations age and world news concerning illness, disease and impairments is broadcast around the globe, disability is becoming recognized as a universal experience (ZOLA 1989). The visibility of impairments; the personal experience of disability in our lives; the effects of the degraded environment, tobacco, HIV/AIDS, accidents, land mines and civil wars on our well being and that of others; and, vulnerability of the food chain to disability causing agents; neo-natal intensive care; and, escalating health interventions for the elderly all contribute to our awareness of disability (ALBRECHT AND VERBRUGGE 2000; MICHAUD, MURRAY AND BLOOM 2001). As these issues are played out in public, disability becomes a case study of the values, worth and position of people in a society. Indeed, a society can be judged on how it treats its children, women, elderly citizens and disabled people.

Disability studies developed as a field in response to the perceived universality of the problem, academic interest in explaining the place and meaning of disability in society and activist expressions of empowerment, inclusion, normality and the politics of difference. Policy makers and politicians contributed to the growth of the field through their concern with the economic and social costs associated with disability and public discussions of how government support might better be organized to plan for increased numbers of disabled people and the elderly (CHARD, LILFORD AND DEREK 1999; BLENDON AND BENSON 2001). Disability studies, then, is an

emergent field that spans the boundaries of academia, personal experience, political activism and public policy.

There are six contentious propositions that shape discussion in the field: 1) people interested in disability share a common universe of discourse, 2) leaders and spokespeople in the field represent all disabled people 3) only disabled people can effectively understand disability or contribute to the field, 4) disability studies is an established field with a home 5) disability studies shares a common history and intellectual tradition across countries and throughout history, and 6) people in the field generally agree on health and welfare policies for disabled people and what constitutes "reasonable accommodation", "empowerment" and "quality of life." These propositions provoke heated debates in the disability studies literature and the popular press over the experiences, meanings, context and consequences of disability (LINTON 1998; BARNES 1999; GREENHOUSE 2001). They also represent the fault lines in disability studies where politically correct values are applied to argue for a position or to silence dissent. For this reason, it is as important to study the values of participants in the disability discourse, the politics and ideologies of the actors, and the attitudes, values, structure and culture of the society in which the discourse takes place as it is to collect and consider evidence in support of a position. Although there is considerable disagreement among participants in the disability discourse, the passion of their arguments attests to the vitality of the field and importance of the issues (CORKER AND FRENCH 1999; ALTMAN AND BARNARTT 2000; ALBRECHT, SEELMAN AND BURY 2001).

While there are universal questions that have been addressed across national boundaries and perspectives, the maturation of a

field is dependent on historical context, experience, intellectual tradition, culture and the political economic system. The development of disability studies, then, should be examined and understood in context. I will do this by discussing how pragmatism and American sociology influenced the development of disability studies in the United States and directly or indirectly addressed the six contentious questions posed above. First, I will consider how pragmatism shaped American thought, social policy and view of the world. Second, I will show how pragmatism combined with the early development of American sociology, including survey research and the social area studies and interactionism of the Chicago School, to provide a framework and method for addressing disability issues. Third, I will analyze how the disability movement organized, exerted political influence in the American context and shaped disability studies as a field. Fourth, I will consider how disability studies in the United States was influenced by the political economy, embodying the American values of rugged individualism, capitalism and democracy. Finally, I will reflect on the future directions of American disability studies.

American Pragmatism

Pragmatism is a diverse philosophy that has had a pervasive influence on American social science and subsequently on disability studies. Pragmatism is a style of philosophy initiated by Charles Sanders PIERCE (1839-1914) and William JAMES (1842-1910) which deeply influenced the work of DEWEY (1859-1952), SCHILLER (1908) and MEAD (1964) in the early twentieth century and the more recent contemporary philosophical work of SELLARS (1973), QUINE (1969), PUTNAM (1978), RORTY (1979; 1991), HAACK (1993) and WEST (1999). Since the tenets of this work

raise many philosophy of science and social policy questions, pragmatism has deeply affected thinking in American social sciences and cultural studies. However, because of its multiple forms and re-inventions, it is difficult to characterize the work of all pragmatists under one conceptual umbrella. In searching for a common thread in this work, Susan HAACK (1996: 643) concludes that pragmatism "is best characterized by the method expressed in the pragmatic maxim, according to which the meaning of a concept is determined by the experiential or practical consequences of its application."

The early pragmatists worked in the context of the Industrial Revolution and rapid development of knowledge in the physical sciences. They were attracted by the idea of certainty and the formulation of scientific laws that had practical applications. PIERCE, for example, reacted to the *a priori* methods traditionally favored by metaphysicians by arguing for a scientific method where the inquirer is ready to 'drop the whole cartload of his beliefs, the moment experience is against them' (PIERCE 1931-58, Vol I: 14, 55). According to his perspective, the scientific investigator is a "contrite fallibilist" in evaluating the beliefs and evidence she encounters. The purpose was to encourage scholars to pursue a disinterested desire for truth and to produce theories and a body of work that would withstand multiple and severe tests. This approach to scientific method is compatible with POPPER's principle of falsification where theories are proposed and submitted "to the severest test we can design" (POPPER 1972: 16). The attraction of this version of the scientific method is that it emphasized objective knowledge, realism and universality; truth lay in tested theory and in the "facts".

William JAMES placed a different emphasis on pragmatism than did PIERCE. JAMES stressed *praxis*, the practical consequences of believing in a particular concept or social policy. In discussing the complexities of metaphysical and moral questions, he says, for example: "The pragmatic method in such cases is to try to interpret each notion by tracing its respective practical consequences" (JAMES 1907:28). JAMES also recognized that there might not be scientific evidence to settle every dispute. Therefore, he posited that "religious beliefs" which in principle cannot be verified or falsified are often used to make decisions because they fit with the believer's life and have practical consequences. He also supported the notion that truth is socially constructed and can change over time. Both his emphasis on "religious beliefs" and the social construction of truth acknowledge the subjective and relative aspects of knowledge. JAMES' brand of pragmatism opens the door to later explorations of the subjective meanings of experience.

John DEWEY and F.C.S. SCHILLER moved pragmatism in an increasingly activist direction. DEWEY did not engage in the "quest for certainty" that captured the attention of PIERCE. Instead, he recognized that knowing is intimately related to practice (DEWEY 1910). He was a reformist in that he advocated that good theories are based in practice and are modified as experience with a program demonstrates the success or failure of an idea. SCHILLER (1864-1937) is more revolutionary than DEWEY. He acknowledges the social construction of reality by arguing that truth is relative and means "valued by us." A proposition is true if it "forwards our ends" (SCHILLER 1907: 8). In terms of social activism, SCHILLER pointed out how values and subjective experience color what we think of as being true or right.

A group of neo-pragmatists, including RORTY, QUINE, PUTNAM and HAACK, recognize that “objective certitude” advocated by early pragmatists is not a feasible goal for science or epistemology. Yet, they are keenly interested in the question of truth, seeking to find a middle ground between dogmatism and skepticism (HAACK 1996: 656). This work lays a philosophical foundation for many of the issues debated in contemporary cultural studies, including: What constitutes evidence? How is a text to be read? Who can speak about or understand the experience of another? What are human rights? What is just in a given situation?

The Confluence of Pragmatism, American Sociology and Disability Studies

Pragmatism was influential in the development of Sociology and subsequently of Disability Studies in the United States because it provided a conceptual framework for thinking about the critical issues confronting social scientists and suggested the types of data and analysis that should be used to construct arguments. Social scientists were concerned with developing theories, methods and a body of knowledge addressing social behavior that would be credible and useful. Over the years, pragmatism shaped the pursuit of these desiderata in the discipline of sociology in three important ways. First, early pragmatism emphasized that if sociology is to be a science, it should follow the “scientific method” of the natural sciences by embracing the epistemological principle of falsification. This principle, elaborated and disseminated by POPPER (1972), suggests that scientists put forward a theory, initially as an uncorroborated conjecture, and then test its predictions with observations to see if the theory stands up to the test. If carefully designed tests of hypotheses prove negative, the theory is experimentally falsified and the investigators will modify the theory

or build a new one. If, on the other hand, the tests and data support the theory, scientists will continue to use the theory on the basis of its undefeated hypotheses to further test and extend the theory. According to PIERCE, the extension of this approach leads to the development of "laws" and points to what is true. Thus, pragmatism inculcated an early interest among sociologists in gathering "objective" data through observations, surveys and censuses that would describe social phenomena, help develop theory and serve as evidence testing an argument.

Second, the pragmatists exemplified particularly by William JAMES, encouraged the anchoring of analysis in practical realities and social policies. JAMES stated that a pragmatist "turns away from abstraction and insufficiency, from verbal solutions, from bad *a priori* reasons, from fixed principles, closed systems, and pretended absolutes and origins. He turns towards concreteness and adequacy, towards facts, towards action, and towards power" (JAMES 1907: 31). Through such arguments, JAMES laid the foundations for grounded theory, the study of social problems, observing behavior and gathering data in the "real" world, formulating social policies and testing their effects on behavior and an examination of the distribution and exercise of power in society. For JAMES, pragmatism involved seeing if theories and policies really made a difference. In this sense, JAMES encouraged social action theory among pragmatists and sociologists alike.

Third, the evolution of pragmatist thinking moved away from the strict "objectivism" and application of the scientific method advocated by PIERCE towards the recognition of the importance of subjective experience, relativistic and culturally different conceptions of behavior, paradigm shifts in the gathering and interpreting

information and competing communities of discourse. RORTY (1979; 1991) is an example of these positions. He dismisses claims to objectivity as wishful thinking, arguing that our standards of evidence and our scientific and social policy practices are cultural conventions. RORTY has been a powerful influence on cultural studies, including disability studies, in so far as he stresses the importance of engaging in conversation about issues and analyzing texts in a open discourse taking into account the subjective differences and cultural grounding of the participants. This perspective in social science and the humanities highlights the reading of situations and texts and analysis of both the observer/reader and that which is observed or is the text. RORTY's brand of positivism also emphasizes cultural and historical context. This approach to understanding raises important questions such as: Who has the right to speak and interpret? What constitutes a community of discourse or a community of scholars? What are the criteria of admission to such communities? How is an argument comprised and evidence presented that would convince others of its truth and usefulness? How does cultural context and history affect the definition of the situation and how the "facts are interpreted? How is evidence, theory and argument translated into social policies that have the power the change the behavior of others, rearrange status hierarchies and the structure of institutions? In reviewing this broad range of pragmatic positions and their use, it is noteworthy that there are not merely different but radically opposed forms of pragmatism. However, they do address many of the same fundamental questions of how we acquire and use knowledge and they share the important principle that knowledge ought to be evaluated in terms of its utility and the consequences of its application to practical problems.

These three themes in pragmatism had a powerful impact on the development of sociology and later of disability studies in the United States. They have conceptual and historical links to five methodological, substantive and theoretical approaches to social research: quantitative, qualitative, historical/contextual, social action/social policy and integrated work. While there is considerable intermingling of these methodological approaches to social research, they each have their own constituency under girded by a particular philosophy of science, intellectual context and projected use of the results.

Quantitative research in the social sciences flowed easily from a desire of sociologists to gain the status of scientists and have their discipline respected for its rigor. According to the dictates of the early pragmatists and methodologies of the natural scientists, theories should guide research, phenomena under study must be measured accurately, events and units counted and hypotheses tested in a deductive fashion. The United States Census, which began in 1790, was one of the early sources of such quantitative data. During the last hundred years especially, the United States Public Health Service and medical scientists have been interested in developing epidemiological data to identify population characteristics, define health problems, suitable interventions and eventually to assess the outcomes of those interventions. Quantitative social epidemiology, strongly influenced by the social ecology perspective of the Sociology Department of the University of Chicago in the 1930's, was path breaking in exploring the relationship between social conditions and such social problems as mental disorder (FARIS and DUNHAM 1939). This focus on quantitative research according to the "scientific method" persists to this day in American sociology. Journals like the *American Sociological Review* and the

Journal of Health and Social Behavior are replete with articles using quantitative methods to examine the relationship between poverty, race, gender, education, stress, access to resources and employment on outcome variables such as discrimination, disparity in income, access to opportunities, health, well being and equal justice for all citizens. Social science publishers like Sage Inc. have instituted series of methodological primers that guide researchers in how to better measure and analyze data, test hypotheses and build ever more sophisticated models of individual, group and organizational behavior. This vast literature conforms to the spirit of the “scientific method” proposed by PIERCE and legitimized by research in the natural sciences. At the same time much of this literature is concerned with social problems and issues of justice that carry forth another theme from the pragmatists; the desire to make a difference and to judge the value of research by its practical usefulness.

In the disability arena, these themes were also carried forth into rehabilitation and disability research. In the United States, rehabilitation research typically meant *medical* rehabilitation of individuals after trauma or the diagnosis of impairment or social rehabilitation through physical and occupational therapy and education that would allow individuals to obtain a job or return to work. Medical rehabilitation research burgeoned after the end of World War II and particularly from the 1960's to the present. This work is most often directed by physicians and aimed at acquiring knowledge that would improve functional status and permit individuals to live independently in the community. Social rehabilitation research was often undertaken by economists and researchers in vocational rehabilitation and special education; sometimes working in conjunction with physicians to develop programs that

would help impaired and disabled people return to work. This has traditionally been the major focus of the Veterans Administration and the branches of the Social Security Administration dedicated to disability. Medical researchers employed the quantitative methods of surveys, targeted sampling strategies, double blinded clinical trials and evaluation studies to demonstrate patterns and outcomes that would help in implementing programs to help disabled people be more functionally independent. The social rehabilitation researchers, often including sociologists and economists, also used quantitative methods and statistical models to determine which variables and interventions predicted return to work.

Many Disability Studies scholars in the United States were trained or heavily influenced by sociologists so they carried over the social concerns and research paradigms from sociology to Disability Studies. Quantitative research in Disability Studies is an illustration of this influence. For example, FUJIURA and RUTKOWSKI-KMITTA (2001) point out that counting disability is an important enterprise for disabled people, governments, policy makers and social scientists. Regardless of the heated debates over disability definitions and who and what ought to be measured, if anything, governments need to be able to identify and count disability if they are to provide health insurance, medical and social services and make the environment more accommodating. While there is deep concern over labeling, failing to take disabled peoples' experience into account and giving insufficient attention to the accessibility of the environment, governments could not provide services nor even consider altering the environment unless they could identify disabled people and their needs. FUJIURA and RUTOWSKI-KMITTA (2001:70) observe that : "Although there are notable exceptions, the organized political state exists to promote the well-being of its

people. Data inform this process and help inform the planning and organization of state policy. Thus, the surveillance of health status is both an ancient practice and nearly universal among nation states." Furthermore, they agree with OBERSHALL'S contention (1972) that "the demand for extensive and detailed information by 'social reformers, civic groups and philanthropists' was the foundation of much statistical work in the nineteenth century" (2001: 70). These purposes of disability statistics still pertain today. The difference is that current methodological and statistical techniques allow researchers to address social, cultural and environmental effects in a more precise and integrated fashion (BROWN 2001). This exercise has stimulated social scientists and disability scholars to refine the theories and models which they use to understand disability and its effects, health and social interventions, the physical and social environment and the outcomes of different social policies.

While the purposes of measuring disability and counting disabled people are reasonably clear, these activities are fraught with difficulty and controversy. This is because disability is a "complicated, multidimensional concept" (ALTMAN 2001:97), the end-purposes of disability measures are multiple and identification can have negative consequences, such as labeling and discrimination, for disabled people. Debates over these issues can be vividly seen in the on-going controversies regarding the World Health Organization's development and use of ICDH codes to classify disability and the Global Burden of Disease Project jointly sponsored by the World Bank and the World Health Organization (ALTMAN 2001; FUJIURA and RUTKOWSKI-KMITTA 2001). Regardless of ideological position or predilection for a particular scientific method, this

quantitative research on disability reflects the influence of sociology and some key principles of pragmatism on disability studies.

The pragmatic theme of undertaking investigations where the results are likely to produce work that shapes social policy and politics is also reflected in the qualitative and socio-historical approaches to sociology and disability studies. Both the pragmatists and neo-pragmatists exert their influence on contemporary sociology and disability studies. Among qualitative and cultural studies scholars today, there is a strong emphasis on the social construction of reality, the importance of individual experience, culture and context on interpreting behavior and texts, listening to the "voices" of the people being studied, and "discourse" among and between scholars and the people being studied. Harvard University and the University of Chicago were two institutions, among others, where pragmatism and qualitative and socio-historical research provided a foundation for entire areas of sociological work and disability studies. This is not a teleological tale in which there is a direct causal link between individuals, disciplines and departments. Nevertheless, pragmatism and compatible sociological "schools" have flourished at both Harvard and Chicago for years. William JAMES was at Harvard at the turn of the century where he had a significant influence on numerous sociologists including the extraordinary African American scholar, W.E.B. DU BOIS (1961), who studied with JAMES and called himself a "realist pragmatist" (KLOPPENBERG 1998: 539). Today Cornel WEST and Hillary PUTNAM are neo-pragmatists at Harvard who have an impact on current sociologists and cultural studies scholars including William WILSON, a recent past President of the American Sociological Association and Theda SKOCPOL. WILSON's work on the meaning of work for inner city Blacks, social policies

for poor minorities and social justice is representative of this influence. SKOCPOL's contributions have been in understanding the welfare state in historical and cultural context. Interesting, both WILSON and SKOCPOL came to Harvard from the University of Chicago, another intellectual center influenced by pragmatism. Both Harvard and Chicago have a long history of sociologists who used both quantitative and qualitative methods to study social problems in work that had serious policy implications.

Two important early pragmatists, John DEWEY and George Herbert MEAD, did some of their most important work at the University of Chicago where there seemed to be a commonality of interests between the pragmatists and groups of sociologists (BLOOM 2000). As ABBOTT (1999) points out, however, there is less a singular University of Chicago "school" than central themes and diverse groups of academics who made significant contributions to sociology in terms of social ecology, social psychology, demography and social organization.

The interactionist perspective in sociology proposed in the work of WEBER (1946) and SIMMEL (1955) emphasizes the importance of understanding the social world from the viewpoint of the individuals who act within it. This approach was influenced by DEWEY and elaborated by MEAD (1934) and BLUMER (1969) at the University of Chicago into what is now known as symbolic interactionism. BLUMER later moved to the Department of Sociology at the University of California, Berkeley where he trained many students in this research tradition. Students of MEAD and BLUMER at the University of Chicago, like Howard S. BECKER (1961), Erving GOFFMAN (1959; 1961) and Anselm STRAUSS (1975; 1990; 1993), used symbolic interactionism as a framework to produce

path breaking books in medical sociology and in qualitative research methods.

Symbolic interaction is a form of social psychology that examines the interactions between people in terms of symbols like signs, gestures, shared rules and written and spoken language. Symbolic interaction was originally applied to analyses of individuals and groups but only more recently to organizations and the more encompassing social structure. The essential point of this perspective is that people do not respond to the world directly but instead place social meanings on it, organize it, and respond to it on the basis of these meanings. Thus, we live in a symbolic as well as a physical world where social life involves a constant process of assigning meanings to our own acts and those of others and interpreting them within this framework. Other people use similar techniques to understand us and our behavior. Symbolic interaction highlights subjective experience and the interpretation of social reality but also allows individuals to take the place of others symbolically to better understand their behavior.

This perspective has been used by disability scholars to ask fundamental questions: How does an impairment become a disability? What does disability mean to people with different impairments and in diverse cultures? What is the subjective experience of disability? How do others perceive, define and react to disabled people? Is disability in the individual, in the environment or in the interaction between the two (IMRIE 2000)? How do medical professionals and service providers act towards disabled people and why? By addressing these questions from a symbolic interactionist perspective, disability scholars have deepened our

theoretical and experiential understanding of what it means to be a disabled person.

Social interactionism is well equipped to analyze how social problems, behavior and institutions are socially constructed. As ROBERTSON (1977: 135) aptly remarks, "We are not born with any sense of time, of place, or cause and effect, or of the society in which we live. We learn about these things through social interaction, and what we learn depends on the society in which we live and our particular place within it." According to BERGER and LUCKMAN (1963), reality is socially constructed through three processes: externalization, objectification and internalization. Externalization occurs when people produce cultural products through their social interactions. Examples of this in the disability arena are lip reading and signing among deaf people and group cohesion among spinal cord injured individuals due to the visibility of and meanings attached to wheelchair use. Objectification occurs when these externalized products take on a meaning of their own. For example, the wheelchair symbol is used worldwide to denote parking spaces and bathrooms that are intended to be accessible for disabled people. Internalization takes place when people learn purported "objective" facts about reality from others through the socialization process and make them a part of their own subjective "internal" consciousness. Thus, individuals socialized in similar cultures share the same perceptions of reality, rarely questioning where these beliefs originated or why. Stigmatization of and attitudes towards persons with mental illness are an example of such an internalization process.

Within this intellectual tradition, Irving Kenneth ZOLA made a substantial contribution to the development of disability studies as

a medical sociologist and as a visibly disabled person. He was trained at Harvard in medical sociology but his work is strongly flavored by social interactionism and the ethnographic work characterized by Chicago sociologists. ZOLA's dissertation explored differential perceptions of pain and differences in help seeking behavior for medical care among three diverse cultural groups in Boston: Irish Americans, Italians and Jews (ZOLA 1966). His later work highlighted the subjective experience of disability, being an embodied subject, and the universality of disability (ZOLA 1989; 1991; 1993). He was Chair of the Medical Sociology Section of the American Sociological Association, founder of *Disability Studies Quarterly* which publishes articles, personal statements, book and film reviews and news of interest to the academic disability community and a key member of the disability movement responsible for the Americans With Disabilities Act of 1990, accommodations in the environment and the formation of disability studies as a field. He was one of the moving forces in establishing the Society for Disability Studies. Here was a scholar in the symbolic interactionist mold who incorporated a critical component of pragmatism into his research by combining academic research and activism. He was on the one hand, a member of an National Academy of Sciences Committee organized to identify the critical research issues in need of funding and on the other an activist who could be seen demonstrating on the steps of a Courthouse about accessibility.

Social Movements and Politics

As we have seen from the work of ZOLA, pragmatism and sociology were formative influences on the disability movement. There is a myth that since disabled people have a common experience and

similar view of their social worlds, organizing a disability movement to institute changes in social policy and public attitudes was a natural and easy process. This myth does not reflect the reality. In the United States, disability groups originally formed around types of impairment, age, employment status and military experience. There were, for example, powerful groups that coalesced around visual impairment, deafness, polio, spinal cord injury and mental illness. Some of these groups, like the March of Dimes, concentrated on the young while others, like the Vocational Rehabilitation Administration focused on returning disabled people with skills and experience to the workplace. Again, the Veterans Administration is a entire government agency devoted to assisting veterans of military service with medical care and rehabilitation. These groups often fought among themselves for the scarce resources available for medical treatment, rehabilitation, social services, independent living and modification of the environment. Behind the scenes, competition rather than cooperation was the rule of the day. That is why the convergence of these groups behind the Americans with Disabilities Act of 1990 (ADA) was such news.

Since Harlan HAHN has a chapter later in this book [vgl. Hinweise zum Ursprung dieses Textes, Anm. d. Herausgeber] on disability politics and the disability movement where he uses a minority group model to understand the evolution of the American disability movement, I will keep my focus on how pragmatism and sociology helped to shape disability studies and crystallize the disability movement. From a social interactionist perspective, the self that people present depends on the role that they are playing. Not all disabled people have disability as their defining role. For example, in an examination of identity, roles and disability culture, DEV-LIEGER and ALBRECHT (2000) discovered that inner city, disabled

African Americans who lived on the near west side of Chicago did not have a strong disability identity nor claim a disability culture. Instead, their master statuses were more likely to be African American, poor, survivors or gang members. This is one of the reasons why the American disability movement is overwhelmingly composed of white, privileged, educated adults with visible disabilities. When these people speak for all disabled people, many wonder whom they are representing. The disability movement leaders publicly preach unity and inclusion but where are the poor, the people of color, the individuals with non-visible disabilities and the intellectually disabled? Power is about representation. If only some are represented in the movement, the others are without voice (CHARLTON 1998).

The symbolic interactionists have also noted that social life is made predictable through shared expectations and rules. As indicated above, the members of the disability movement often organized around specific disabilities or issues, were in competition with other disability groups and excluded those who did not share their disability or viewpoint. As a consequence their impact was limited and did not include the majority of disabled people in the nation. Erving GOFFMAN (1959), using a dramaturgical metaphor, studied the aligning actions people employed to redirect potentially disruptive interactions. He and other symbolic interactionists suggest that finding a common identity and cause, organizing against an outside force, including people with the same interests, developing organizational signs, symbols and culture, presenting a united front and becoming politically astute are concrete actions that can be taken to unite groups. These are also the strategies most likely to produce social change as expressed in public attitudes, laws, and accessible environment and independent living.

When the diverse disability groups recognized that they had more to gain by cooperatively gathering forces and organizing behind a common set of strategies, they were able to marshal their energies, conceive of a shared plan, take political action, change public opinion and successfully back the Americans With Disabilities Act. Following the dictates of social interactionist theory, leaders in the disability movement employed shared expectations and rules to control internal competition and implement a successful strategy developed around the civil rights model to energize public opinion and pass the ADA. This group cohesion in the disability movement was reinforced by the development of shared signs, symbols and disability culture. People within the movement were able to draw on their subjective experiences and demonstrate that disability is a shared, universal experience to construct disability as a social problem deserving of attention and resources (ZOLA 1989). All of these strategies combined to produce and reinforce a vigorous disability movement.

American Values and The Political Economy of Disability

The preponderance of disability research in the United States has used the individual, families or groups as the unit of analysis. Symbolic interaction began as a social psychology well suited to these types of analysis. However, there is a need to consider disability from a societal and structural perspective as well. There is analysis at this level using social construction and political economic perspectives to understand societal definitions of disability, the organization of a response to disability and the disability marketplace (ALBRECHT 1992; ALBRECHT and BURY 2001).

GORDON and ROSENBLUM argue that sociologists have failed to cultivate the social constructionist model of disability and continue “to frame disability along ‘traditional’ or ‘individual’ lines, that is by focusing on limitations, medicalization, diagnoses, individual adjustment...” (2001:16). They base their observation on a review of 510 articles located in *Sociological Abstracts* where they found “that a fairly small proportion” (2001:15), 17% of the articles surveyed, addressed the social construction of disability. First, this study only used *Sociological Abstracts* as its data source, secondly, 17% of 510 articles (87) is not a trivial number and third, this review overlooks a number of important books. GORDON and ROSENBLUM’s sweeping indictment makes a legitimate case but they lose their impact by overstating their argument and overlooking the force of important work in the field. Two key books in the early 1990’s, for example, directly address the social construction of disability. OLIVER makes the social and cultural production of disability the central argument of *The Politics of Disablement* (1990). ALBRECHT’S book, *The Disability Business: Rehabilitation In America* (1992), is devoted to an analysis of the social construction of disability as a social problem and the development of a rehabilitation industry as an institutional response. While not the dominant themes in disability research, work informed by the social construction of disability, the political economy of disability and analysis of the disability marketplace contributes significantly to our understanding of disability on the societal and structural levels.

The social construction of disability and political economic forms of institutions are contingent on the values, interests and contexts of the particular society being studied. Therefore, an understanding of disability in the United States requires that American values and ideologies be taken into account because they will influence the

ways that disability is socially constructed and the institutional/political economic response to a defined social problem is organized. In the United States, the key values in the culture of rugged individualism, capitalism and democracy have remained remarkably consistent over centuries (DIMAGGIO, EVANS and BRYSON 1996). By contrast, European nations, while also espousing democratic values, are generally more benign to those in need, have more comprehensive and complete health and welfare systems, and manifest less extreme differences in income distribution in society and in services available to those in need such as the unemployed, poor, women, children and disabled people (ARDIGÓ 1995; EVANS 1995; AYANIAN et. al. 2000; HAYWARD et al. 2000).

In the United States, then, emphasis on rugged individualism, capitalism and the American brand of democracy affected how disability is defined and the shared institutional response. Disability is typically described as an individual problem with which the disabled person must deal. While there are substantial government programs for disabled people, they emphasize protection for those in politically and economically valuable occupations like the military, transportation workers and government employees and are often aimed at return to work (MUDRICK 1997; YELIN 1997). Whether in the public or private sector, rehabilitation goods and services are commodities that can be bought and sold. Disability is the focus of a multi-billion dollar business comprised of diverse stakeholders in a capitalistic marketplace where helping disabled people *and* making money are important goals. The stakeholder groups include health care and medical professionals; hospitals, therapy businesses and home care agencies; assisted care living facilities; the pharmaceutical, medical supply, and technology

industries and insurance companies; architects, law practices, banks and accounting firms specializing in disability; government and lobby groups; politicians; and last, the consumer (ALBRECHT and BURY 2001). In this environment, the consumer/disabled person is the stakeholder with the least power.

Such political economic analyses in the United States are important because the American model of managed care, delivery of technical medicine, definitional processes, and social policies are being exported around the world through multi-national companies and government policies. As American capitalism and democracy dictated the definition of and response to disability contingent on one's place in and perceived value to society in the United States, so will these forces operate in the international arena as health, human services and disability become global businesses. Such analyses are instrumental in helping us understand how values, the political economy and the physical and social environment help us to understand a society's treatment of disabled people and to know best how to intervene.

American Exceptionalism and the Future of Disability Studies

As we have seen, American disability studies have been shaped by pragmatism; sociology, including quantitative, symbolic interaction and political economic analyses; and, the particular context in which the discipline has grown in the United States. At the same time, American disability studies have been characterized by general a lack of historical sensibility and a disconcerting insularity. Much needed contributions on the historical grounding of disability studies are finally appearing (STIKER 1999; BRADDOCK and

PARISH 2001; LONGMORE and UMANSKY 2001; and FLEISCHER and ZAMES 2001) but there is need of more scholarship like this in the United States and other countries.

BARNES (1999) aptly notes both disturbing trends in discussing LINTON's (1998) recent book, *Claiming Disability*. BARNES argues that disability scholars, exemplified by LINTON, frequently are "re-inventing the wheel" because they do not have a deep historical anchoring in their disciplines and do not carefully read the work of others: "It is clear, however, from the recent body of writing coming out of North America, that some of the emergent crop of 'disability scholars' are ignorant of, or choose to overlook, developments on this side of the Atlantic and, indeed, elsewhere" (1999: 577). These remarks are well taken because it is easy for discipline based scholars to have myopic vision when they work in a new and interdisciplinary field. The requirement for disability studies to explore the history of disability and to be open to perspectives and research across borders and disciplines is imperative, if it is to acquire maturity as an academic discipline and credibility in the activist world (BARNES, MERCER and SHAKESPEARE 1999; GLEESON 1999; LLEWELLYN and HOGAN 2000; WILLIAMS, S. 2001).

In conclusion, it is an openness to and respect for others that will permit a shared universe of discourse, discussions of disability definitions and representations, appreciation of diverse intellectual positions, the experiences of others, the vision of disability studies as a discipline, and how theory and research can bear upon practice (WILLIAMS 2001). Disability studies is a product of the intellectual traditions and the cultural settings where it is evolving. It is most likely to mature as scholars, policy makers and activists

listen to each other and engage in respectful discourse about the fault lines, issues, theories and applications of the field to the real world. Let the reciprocal dialogue begin.

Literatur

- ABBOTT, Andrew 1999: *Department & Discipline: Chicago Sociology at One Hundred*. Chicago: University of Chicago Press.
- ABBOTT, Andrew 2001: *Chaos of Disciplines*. Chicago: University of Chicago Press.
- ALBRECHT, Gary L. 1992: *The Disability Business: Rehabilitation In America*. Newbury Park, CA: Sage.
- ALBRECHT, Gary L. VERBRUGGE, Lois 2000: The global emergence of disability. In Gary L. Albrecht, Ray Fitzpatrick and Susan C. Scrimshaw (eds), *The Handbook of Social Studies in Health and Medicine*, Thousand Oaks, CA: Sage, 293-307.
- ALBRECHT, Gary L., SEELMAN, Katherine D. and BURY, Michael 2001: The formation of disability studies. In Gary L. Albrecht, Katherine D. Seelman, and Michael Bury (eds), *Handbook of Disability Studies*, Thousand Oaks, CA: Sage, 1-8.
- ALTMAN, Barbara M. and BARNARTT, Sharon N. (eds) 2000: *Expanding the Scope of Social Science Research in Disability*, Stamford, Connecticut: JAI Press.
- ALTMAN, Barbara M. 2001: Disability definitions, models, classification schemes, and applications. In Gary L. Albrecht, Katherine D. Seelman and Michael Bury (eds), *Handbook of Disability Studies*, Thousand Oaks, CA: Sage Publications, 97-122.
- ARDIGÓ, A. 1995: Public attitudes and changes in health care systems: a confrontation and a puzzle. In O. Borre and E. Scarborough (eds), *The Scope of government*, Oxford: Oxford University Press, 388-406.
- AYANIAN, John, Z., WEISSMAN, Joel S., SCHNEIDER, Eric C., GINSBURG, Jack A., and ZASLAVSKY, Alan M. 2000: Unmet health needs of uninsured adults in the United States. *Journal of the American Medical Association*, 284, 2061-2069.
- BARNES, Colin, MERCER, Geoff and SHAKESPEARE, Tom 1999: *Exploring Disability: A Sociological Introduction*. Cambridge: Polity Press.
- BARNES, Colin 1999: Disability studies: new or not so new directions? *Disability & Society*, 14, 577-580.
- BECKER, Howard S., GEER, Blanche, HUGHES, Everett and STRAUSS, A. 1961: *Boys in White*. Chicago: University of Chicago Press.

- BERGER, P. and LUCKMANN, T. 1966: *The Social Construction of Reality*. Garden City, NY: Doubleday.
- BLENDON, Robert J. and BENSON, John M. 2001: American's views on health policy: a fifty-year historical perspective. *Health Affairs*, 20, 33-46.
- BLOOM, Samuel W. 2000: The institutionalization of medical sociology in the United States, 1920-1980. In C. Bird, P. Conrad and A. M. Fremont (eds), *Handbook of Medical Sociology*, 5th edition, Upper Saddle River, NJ: Prentice-Hall, 11-32.
- BLUMER, Herbert 1969: *Symbolic Interactionism: Perspective and Method*. Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall.
- BRADDOCK, David L and PARISH, Susan L. 2001: An institutional history of disability. In Gary L. Albrecht, Katherine D. Seelman and Michael Bury (eds), *Handbook of Disability Studies*, Thousand Oaks, CA: Sage, 11-68.
- BROWN, Scott C. 2001: Methodological paradigms that shape disability research. In Gary L. Albrecht, Katherine D. Seelman and Mike Bury (eds), *Handbook of Disability Studies*, Thousand Oaks, CA: Sage Publications, 145-170.
- CHARD, Jiri, LILFORD, Richard and GARDINER, Derek 1999: Looking beyond the next patient: sociology and modern health care. *The Lancet*, 353, 486-498.
- CHARLTON, James I. 1998: *Nothing About Us Without Us: Disability, Oppression and Empowerment*. Berkeley: University of California Press.
- CORKER, Mairian and FRENCH, Sally (eds) 1999: *Disability Discourse*. Buckingham: Open University Press.
- DEW, Kevin 2001: Modes of practice and models of science in medicine. *Health*, 5, 93-111.
- DEVLIEGER, Patrick J. and ALBRECHT, Gary L. 2000: Your experience is not my experience: the concept and experience of disability on Chicago's near west side. *Journal of Disability Policy Studies*, 11, 51-60.
- DEWEY, John 1968-1992: *The Collected Works of John Dewey*, 37 vols. Carbondale: Southern Illinois University Press.
- DIMAGGIO, P. EVANS, J. and BRYSON, B. 1996: Have Americans' social attitudes become more polarized? *American Sociological Review*, 102, 690-755.
- DU BOIS, W.E.B. (1961): *The Souls of Black Folk*. Greenwich, CT: Fawcett.
- EVANS, G. 1995: Why is America different: Explaining cross-national variation in support for welfare distribution. Working Paper Series, Centre for Research into Elections and Social Trends, Oxford: Nuffield College, 36, 1-28.

- FARIS, Robert E.L. and DUNHAM, H. Warren 1939: *Mental Disorders in Urban Areas*. Chicago: University of Chicago Press.
- FLEISCHER, Doris Z. and ZAMES, Freida 2001: *The Disability Rights Movement: ; From Charity to Confrontation*. Philadelphia: Temple University Press.
- FUJIURA, Glenn T. and RUTKOWSKI-KMITTA, Violet 2001: Counting disability. In Gary L. Albrecht, Katherine D. Seelman and Michael Bury (eds), *Handbook of Disability Studies*, Thousand Oaks, CA: Sage Publications, 69-96.
- GLEESON, Brendon 1999: *Geographies of Disability*. London: Routledge.
- GOFFMAN, Erving 1959: *The Presentation of the Self in Everyday Life*. New York: Doubleday.
- GOFFMAN, Erving 1961: *Asylums: Essays on the Social Situation of Mental Patients and Other Inmates*. Chicago: Aldine.
- GORDON, Beth O. and ROSENBLUM, Karen E. 2001: Bringing disability into the sociological frame: a comparison of disability with race, sex, and sexual orientation statuses. *Disability & Society*, 16, 5-19.
- GREENHOUSE, Linda 2001: Justices accept 2 cases to clarify protection for disabled. *The New York Times*, 17 April, p. A13.
- HAACK, Susan 1993. *Evidence and Inquiry: Towards Reconstruction in Epistemology.*, Oxford: Blackwell.
- HAACK, Susan 1996. Pragmatism. In N. Bunnin and E.P. Tsui-James (eds), *The Blackwell Companion to Philosophy*, Oxford: Blackwell, 643-661.
- HAYWARD, Mark D., CRIMMINS, Eileen M., MILES, Toni P. and YANG, Yu 2000: The significance of socioeconomic status in explaining the racial gap in chronic health conditions. *American Sociological Review*. 65, 910-930.
- JAMES, William 1907: *Pragmatism*. Cambridge: Harvard University Press.
- IMRIE, Rob 2000: Disabling environments and the geography of access: policies and practices. *Disability & Society*, 15, 5-24.
- KLOPPENBERG, James A. 1998: Pragmatism. In R. W. Fox and J.T. Kloppenberg (eds.) *A Companion to American Thought*, Oxford: Blackwell. 537-540.
- LINTON, Simi 1998: *Claiming Disability: Knowledge and Identity*. New York: New York University Press.
- LLEWELLYN, A. and HOGAN, K. 2000: The use and abuse of models of disability. *Disability & Society*, 15, 157-165.
- LONGMORE, Paul K. and UMANSKY, Lauri (eds) 2001: *The New Disability History: American Perspectives*. New York: New York University Press.

- MEAD, George Herbert (1934) 1964: Selected Writings: George Herbert Mead, (ed) Reck, A.J. New York: Bobbs-Merrill.
- MICHAUD, Catherine M., MURRAY, Christopher J.L. and BLOOM, Barry R. 2001; Burden of disease-implications for future research. *Journal of the American Medical Association*, 285, 535-539.
- MUDRICK, Nancy R. 1997: Employment discrimination laws for disability: utilization and outcomes. *Annals of the American Academy of Political and Social Science*, 549, 53-70.
- OBERSHALL, A. 1972: The sociological study of the history of social research. In A. Obershall (ed), *The Establishment of Empirical Sociology: Studies in Continuity, Discontinuity, and Institutionalization*, New York: Harper & Row, 2-14.
- OLIVER, Michael 1990: *The Politics of Disablement*. New York: St. Martin's Press.
- PIERCE, C.S. 1931-1958: *Collected Papers* Eds. C. Hartshorne, P. Weiss and A. Burks. Cambridge: Harvard University Press.
- POPPER, Karl R. 1972: *Objective Knowledge: An Evolutionary Approach*. Oxford: Clarendon Press.
- PUTNAM, Hillary 1978: *Meaning and the Moral Sciences*. London: Routledge and Degen Paul.
- QUINE, W.V. 1969: *Ontological Relativity and Other Essays*. New York: Columbia University Press.
- ROBERTSON, Ian 1977: *Sociology*. New York: Worth Publishers Inc.
- RORTY, R. 1979: *Philosophy and the Mirror of Nature*. Princeton, N.J.: Princeton University Press.
- RORTY, R. 1991: *Objectivity, Relativism and Truth*. Cambridge: Cambridge University Press.
- SCHILLER, F.C.S. 1907: *Studies in Humanism*. London and New York: MacMillan.
- SCOTCH, Richard K. and SHRINER, Kay 1997: Disability as human variation: implications for policy. *Annals of the American Academy of Political and Social Science*, 549, 148-159.
- SELLARS, W. 1973: Givenness and explanatory coherence. *Journal of Philosophy*, 61: 123-139.
- SIMMEL, Georg 1955: *Conflict and the Web of Group Affiliations*. New York: The Free Press.
- STRAUSS, A. and GLASER, B. 1975: *Chronic Illness and the Quality of Life*. St. Louis, MO: Mosby.
- STRAUSS, A. and CORBIN, J. 1990: *Basics of Qualitative Method*. Newbury park, CA: Sage.
- STRAUSS, A. 1993: *Continual Permutations of Action*. New York: Aldine De Gruyter.
- STIKER, Henri-Jacques 1999: *A History of Disability*. Ann Arbor, MI: University of Michigan Press.

- WEBER, Max 1946: From Max Weber: Essays in Sociology H.H. Gerth and C. Wright Mills (trans/ed). New York: Oxford University Press.
- WEST, Cornel 1999: The Cornel West Reader. New York: Basic Civitas Books.
- WILLIAMS, Gareth H. 2001: Theorizing disability. In G.L. Albrecht K.D. Seelman and M. Bury (eds) The Handbook of Disability Studies, Thousand Oaks, CA: Sage, 123-144.
- WILLIAMS, Simon J. 2001: Sociological imperialism and the profession of medicine revisited: where are we now? *Sociology of Health & Illness*, 23, 135-158.
- YELIN, Edward H. 1997: The employment of people with and without disabilities in an age of insecurity. *Annals of the American Academy of Political and Social Science*, 549, 117-128.
- ZOLA, Irving K. 1966: Culture and symptoms: an analysis of patients presenting complaints. *American Sociological Review*, 31, 615-630.
- ZOLA, Irving K. 1989: Toward the necessary universalizing of disability policy. *The Milbank Memorial Fund Quarterly*, 67 (Suppl. 2), 401-428.
- ZOLA, Irving K. 1991: Bringing our bodies and ourselves back in: Reflections on the past, present and future of medical sociology. *Journal of Health and Social Behavior*, 32, 1-16.
- ZOLA, Irving K. 1993: Disability statistics, What we count and with it tells us. *Journal of Disability Policy Studies*, 4, 9-39.

Zu zitieren als:

ALBRECHT, Gary L.: American Pragmatism, Sociology and the Development of Disability Studies, in: *Heilpädagogik online* 03/03, 22-50

http://www.heilpaedagogik-online.com/heilpaedagogik_online_0303.pdf,

Stand: 01.07.2003

Dieser Text erschien zuerst unter dem gleichen Titel in:

BARNES, C., OLIVER, M. und BARTON, L. (Hrsg.): *Disability Studies Today*, London: Polity Press 2002, 18-37

[Kommentieren Sie diesen Artikel!](#)

Anmerkung der Herausgeber: Walter Grodes Artikel ist eine Reaktion auf unser Interview mit Markus Dederich (in: Heilpädagogik online 02/ 03, 66-77). Wir baten Markus Dederich um eine Replik auf Walter Grode. Beide Texte finden Sie hier.

Walter Grode

Die Last der NS-Geschichte

oder „Das Glück von der Unfähigkeit zur Trauern“

Was immer sonst die Behindertenbewegung und die Heil- und Sonderpädagogik voneinander trennt. In einem Punkt besteht zwischen beiden völlige Übereinstimmung: Nämlich in der Auffassung, daß über Behinderung nicht ohne die Last der nationalsozialistischen Geschichte gesprochen werden dürfe. So ist es für Markus DEDERICH „absolut nachvollziehbar,“ dass im Zusammenhang mit der Singer-Debatte, von Seiten der Krüppelbewegung „auf die NS-Euthanasie und die Gefahren einer vom gedanklichen und ideologischen Grundmuster her vergleichbaren Entwicklung verwiesen wurde“ (vgl. INTERVIEW: MARKUS DEDERICH, 69/70).

Diese Position ist meiner Meinung nach im mehrfachen Sinne problematisch: Verfehlt ist sie, weil sie implizit die terroristische Gewalt des Nationalsozialismus als fortbestehende Gefahr darstellt. Das aber ist im doppelten Sinne falsch: Denn zum einen stellt der zum Staat gewordene Rassismus der NS für uns Nachgeborene keinerlei Bedrohung mehr dar (Teil I) - zum anderen aber sind auch die gedanklichen und ideologischen Grundmuster, z.B. in der damaligen „Eugenik von oben“ und heutigen Tendenzen zu einer „Eugenik von unten“ völlig andere. So sind die Praxen des „Do it yourself der Ideologie im Alltag“, die sich um sie Hauptstützpunkte von Moral, Gesundheit und Schönheit gruppieren, heute völlig andere als im NS. Heute sind selbst die behinderten Menschen auf

der Konsumseite, der sog. „Autobahnseite“ des NS mit ihrem gleichzeitigen Versprechen von Zugehörigkeit und Mobilität angekommen. Vermutlich gerade deshalb, weil sie hier als „Gleiche unter Gleichen“ (GRODE 2003, 11), - wie von Markus DEDERICH (2003, 68) erhofft, kaum (noch) Irritation, Unsicherheit und Ängste auslösen. Der Preis ist m.E. zumindest widersprüchlich. (Teil II)

Die ungerechtfertigte Inanspruchnahme der NS-Geschichte

Es ist ein in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts völlig zu recht gepflegtes antifaschistisches „Vor-Urteil“, den Nationalsozialismus ausschließlich mit seiner terroristischen Gewaltseite zu identifizieren. Wenn „unser langer Weg nach Westen“ (WINKLER 2002) aber tatsächlich erfolgreich war, woran ich nicht zweifele, so ist weder die Warnung vor der Gewalt des „NS-Maßnahmenstaats“ (vgl. FRAENKEL 1986) gerechtfertigt, in dem sowohl die Gewaltenteilung abgeschafft, als auch die Grenzen zwischen Geheim- und öffentlicher Polizei aufgehoben waren, noch die Angst vor der Wiederkehr von Rassismus, Biologismus und Sozialdarwinismus (vgl. WEINGART u.a. (1988)).

Alle NS-Ausgrenzungs- und Vernichtungsmaßnahmen deuteten auf einen gemeinsamen Kern: die Schaffung und Aufrechterhaltung einer Volks-, Leistungs- und Kriegsgemeinschaft. Erreicht werden sollte dies stets durch die gewaltsame Abtrennung der als krank denunzierten rassischen, politischen, sozialen und später auch der geographischen Peripherie vom „gesunden Kern“ des deutschen Zentrums. Durch diese Konzeption der Modernisierung durch Vernichtung sollte das eigentliche Zentrum vom „Ballast“ befreit und mit neuer Energie gespeist werden (GRODE 1994, 11).

Wer einmal auf die Seite des „Jüdischen“, des politisch oder sozial „Gemeinschaftsfremden“ eingestuft worden war, für den gab es in der Regel kein Entrinnen, der geriet unweigerlich in den Sog des Konzentrationslagersystems. Ansonsten aber wurden die rassen- und sozialbiologischen Grenzen zwischen „krank“ und „gesund“ vom Zentrum her stets neu gezogen und während des Krieges wurde z.B. zugunsten der Kriegswirtschaft die neue Kategorie der „Fremdvölkischen“ eingeführt. So waren diese Grenzen für die „Volksgenossen“ zwar stets erkennbar, aber nie sicher. Stets hatten sie sich zumindest als „nicht-jüdisch“ zu bewähren (GRODE 1994, 11-12).

Unter diesem Blickwinkel lässt sich der Zeitraum von 1933 bis 1941 als die Phase der bürokratisch-juristischen und sozialtechnologischen Formung des NS-Volkskörpers interpretieren: Hier hinein gehören insbesondere die Vernichtung der politischen Opposition (GRODE 1994, 37-57); die (ökonomische) Zwangsausgliederung der jüdischen Bevölkerung (GRODE 1994, 59-83); die Maßnahmen gegen soziale Außenseiter (GRODE 1994, 85-103) und schließlich der Genozid an den (psychisch) Kranken und (geistig) Behinderten (GRODE 1994, 105-125)

Die gerechtfertigte Inanspruchnahme der NS-Geschichte

Wie weit wir heute von der Gewaltseite des Nationalsozialismus entfernt sind, zeigt sich nicht zuletzt darin, daß heute selbst die Opfer des nationalsozialistischen Terrors in ihren Wünschen nach Zugehörigkeit und Mobilität, wie die gesamte deutsche Bevölkerung, ebenfalls auf der „Autobahnseite“ angekommen sind.

Dies zeigt zum Beispiel ein Blick in den „Handicapped-Kurier“, des wohl wichtigsten Reisemagazins für Rollstuhlfahrer und Behinderte.

Hier wird mit wunderbaren Photos gezeigt, wie sich gerade die fittesten und leistungsfähigsten behinderten Menschen, freiwillig und mit Lust, ganz erstaunlichen „Selbstnormalisierungspraxen“ unterwerfen, mit denen sie (unbewusst) auf alle übrigen, also insbesondere auch auf die jugendlichen Behinderten im Einflussbereich der Heilpädagogik zurückwirken.

Bilder von Spaß, Abenteuer und Bewegung lassen behinderte Kinder und Jugendliche (und selbst erwachsene „Opas auf Rädern“, wie mich) verspüren, dass in ihnen nicht nur BERT, der Kronkorkensammler steckt, sondern zugleich auch ERNIE, der Quietschentchen-Jäger (aus der Sesamstraße). Und dass vielleicht beides realisierbar - aber zumindest imaginierbar ist.

„So möchte ich sein“, suggerieren diese Bilder. Und damit sind sie zugleich Landmarken der Selbstnormalisierung. Wir erkennen uns wieder und identifizieren uns mit ihnen: im Schnitt der Handschuhe, im Metall des Rollis, in der Farbe der Augen. Und viel mehr noch als von allen (vermeintlichen) Zwangsinstitutionen, wie Medizin oder Pädagogik z.B., geht von diesen behinderten „Vorbildern“ selbst, auch auf all diejenigen ein Normalisierungsdruck aus, die eigentlich jenseits der für sie unerfüllbaren Maßstäbe der Spaß- und Konkurrenzgesellschaft leben - müssen oder wollen.

Dennoch sind diese Bilder vom Rollstuhltanzen etwa, oder vom Tauchen im Roten Meer etwas diametral anderes, als die (durchaus künstlerisch wertvollen) NS-Autobahnphotographien, die den damaligen Volksgenossen, die indirekte Teilnahme am Erlebnisangebot des NS ermöglichen sollten (BROCKHAUS 1997). Denn auch die heutigen Photos bieten zwar Folien zur Selbstnormalisierung und Imagination, doch das geschieht unter völlig anderen Bedingungen, als denen, unter denen die NS-Volksgenossen einst die Ratgeberliteratur betrachteten (HAUG 1986), um der Gesellschaft,

ihren Nachbarn und nicht zuletzt sich selbst zu bestätigen, „nicht-gemeinschaftsfremd“ oder „nicht-jüdisch“ zu sein.

Als Gegenleistung für diese „Selbstpsychiatisierung“ (HAUG 1986) bot das NS-Regime des Volksgenossen u.a. den Mythos der Reichsautobahn, in dem Individuum und Gesellschaft, Statik und Mobilität zu einer Einheit verschmolzen (GRODE 1999). Wie tief Fritz TODT, der „Vater der Reichsautobahn“ bereits 1937 in die deutsche Seele geblickt hatte, aber wurde erst in den späten 50er und frühen 60er Jahren klar, als die Automobilisierung auch für die „Durchschnittsdeutschen“ Realität zu werden begann: „Im Kraftwagen sei auch der kleine Mensch, dessen Veranlagung und Schicksal nicht zum kühnen Eroberer gereicht haben, in der Lage, selbst seine kleinen Entdeckungsfahrten zu machen“ (GRODE 2000). Es ist also gar kein Wunder, wenn „die Last der Autobahnseite“ nicht als solche wahrgenommen wird. Sie führte schließlich uns Deutsche über das Reeducation-Programm der Wirtschaftswunderjahre, direkt zu der Einsicht, daß es, wie es ein Wirtschaftshistoriker treffend umschrieb, „nicht lohnt, einen höheren als einen privaten Sinn zu verfolgen.“

Im Rückblick auf die Epoche des „Wirtschaftswunders“ sprachen (einst) Alexander und Margarethe MITSCHERLICH (1967) davon, dass die Bundesdeutschen indem sie sich der Auseinandersetzung mit der eigenen, (in diesem Fall) nationalsozialistischen Vergangenheit entzogen, erst zur materiellen Expansion fähig wurden. Der Verlust des historischen Gewissens entband von der melancholischen Selbstanklage der Selbstzerfleischung, wie dem Selbsthass der Melancholie. Aus heutiger Sicht fällt der Blick auf die gesellschaftliche Verdrängungsleistung der besagten „Wirtschaftswunderjahre“ wesentlich milder (als in den später 60ern und frühen 70ern) aus. „Konsum stiftet Identität“, heißt es heute (wieder) (GRODE

2000). Und genau hier, scheint mir, eröffnet sich selbst für die (ehemaligen) Opfer ein Stück „glücklicher“ Dialektik.

Literatur

- BROCKMANN, G. (1997): Schauer und Idylle. Faschismus als Erlebnisangebot
- FREANKEL, E. (1986): Der Doppelstaat
- GRODE, W.: (1991): Das Menschenrecht aufs Konsumerlebnis, LB in: die taz, vom 4. September.
- GRODE, W. (1994): Nationalsozialistische Moderne. Rassenideologische Modernisierung durch Abtrennung und Zerstörung gesellschaftlicher Peripherien, Frankfurt/M.
- GRODE, W. (1999): Straßen des Führers. Der Mythos von der Vereinbarkeit des Unvereinbaren (ZdZ/LM)
- GRODE, W. (2000): Volksgenosse auf Räder. Automobilisierung und Konsumorientierung (ZdZ/LM)
- HAUG, W.F. (1986): Faschisierung des bürgerlichen Subjekts. Die Ideologie der gesunden Normalität und die Ausrottungspolitiken im deutschen Faschismus
- INTERVIEW: MARKUS DEDERICH, in Heilpädagogik online, Ausgabe 02/ 03, 66-77
- MITSCHERLICH, A u. M. (1967): Die Unfähigkeit zu Trauern
- WEINGART, P. u.a. (1986): Rasse, Blut und Gene. Geschichte der Eugenik und der Rassenhygiene in Deutschland
- WINKLER, H.A. (2002): Unser langer Weg nach Westen

Zu zitieren als:

Walter Grode: Die Last der NS-Geschichte oder „Das Glück von der Unfähigkeit zu Trauern“, in: Heilpädagogik online 03/03, 51-56

http://www.heilpaedagogik-online.com/heilpaedagogik_online_0303.pdf,

Stand: 01.07.2003

Markus Dederich

NS-Euthanasie und ‚Bioethik‘

Replik auf Walter Grode: Die Last der NS-Geschichte

Walter GRODE ist mit seinen Hinweisen auf gravierende Unterschiede zwischen den Behindertenmorden in der NS-Zeit und gegenwärtigen Entwicklungen im Bereich der sog. Biomedizin, die in der ‚Bioethik‘ diskutiert werden, recht zu geben. In der Tat ist es problematisch, eine schlichte Vergleichbarkeit zu unterstellen. Es spricht umgekehrt einiges gegen einen Vergleich und eine Parallelisierung der gegenwärtigen Situation mit der NS-Zeit. Dafür sind die historischen, gesellschaftlichen und politischen Unterschiede, von denen GRODE einige nennt, zu gravierend. Dennoch aber ist zu fragen, ob das Thema damit vom Tisch ist, ob wir die gegenwärtigen Herausforderungen und Probleme der Biomedizin und ‚Bioethik‘ diskutieren können und sollen, ohne die Geschichte, insbesondere die NS-‚Euthanasie‘, ihre Vorgeschichte, Voraussetzungen und Bedingungsfaktoren sowie geistige und ideologische Hintergründe mitzubedenken.

Ich werde nachfolgend in aller Kürze einige Hinweise darauf geben, weshalb eine Loslösung der gegenwärtigen Debatten von der Geschichte problematisch ist und die These erläutern, dass es durchaus Sinn macht, trotz aller Unterschiede auf verbindende Muster und auf den ersten Blick vielleicht nicht ersichtliche Kontinuitäten hinzuweisen (vgl. hierzu auch WUNDER 2003, DEDERICH 2003, DEDERICH 2000, 73 ff. und 100 ff.). Dabei beziehe ich mich im ersten Schritt zunächst primär auf Zygmunt BAUMANS Reflexionen zur Einzigkeit und Normalität des Holocaust, im zweiten auf Michel FOUCAULTs Theorie der Bio-Macht.

Der Holocaust: Ein Produkt der Moderne

Entgegen geschichtsphilosophischer Deutungen der Geschichte der Moderne, die diese als Heilsgeschichte, zumindest aber – trotz aller Widrigkeiten und Rückschläge – stetig voranschreitendes Fortschrittsgeschehen konzipieren, gehe ich nachfolgend von einer Offenheit der Geschichte und gesellschaftlicher Entwicklungen sowie einer Anfälligkeit menschlicher Kulturen für einen Abfall von humanen Grundwerten aus, von der auch die Moderne nicht frei ist. Die Geschichte Europas und der westlichen Kulturen hat nicht nur unbezweifelte Fortschritte mit sich gebracht – die Ideen der Freiheit, Gleichheit und Demokratie, die Errungenschaften der Technik, der Wissenschaften und der Medizin, um nur einige Beispiele zu nennen. Sie hat auch ihre Schattenseiten und Ambivalenzen, und diese sind es, die es hier zu betrachten gilt.

Der polnische Soziologe Zygmunt BAUMAN entwickelt vor diesem Hintergrund in seinem Buch *Dialektik der Ordnung – Die Moderne und der Holocaust* (1992) folgende These: Er behauptet, beim Holocaust handele es sich um den extremen Ausdruck einer in der Moderne selbst angelegten Möglichkeit. Der Holocaust war insofern kein Einbruch einer längst überwundenen Barbarei in die Moderne, sondern vielmehr „ihr schreckliches, doch legitimes Produkt“ (11). Der Holocaust wurde, wie BAUMAN schreibt, „inmitten der modernen, rationalen Gesellschaft konzipiert und durchgeführt, in einer hochentwickelten Zivilisation und im Umfeld außergewöhnlicher kultureller Leistungen; er muß daher als Problem dieser Gesellschaft, Zivilisation und Kultur betrachtet werden“ (10). Dieser These zufolge wäre daher weniger zu fragen, ob gegenwärtige Entwicklungen und ‚Zustände‘ in unserer Kultur sozusagen äußerlich und oberflächlich gesehen Ähnlichkeiten mit der NS-Zeit aufweisen. Es wäre vielmehr in einer Art tiefengeschichtlichen (man

könnte auch sagen genealogischen und archäologischen) Perspektive zu fragen, ob sich Muster, Verwandtschaften oder ideologische Kontinuitäten aufweisen lassen, vielleicht auch Transformationen, die dennoch in der Geschichte wurzeln und im Verborgenen bestimmte alte Befindlichkeiten, Gedanken, Handlungsmotive und gesellschaftliche Praktiken in einem neuen Gewand mit sich führen. Insofern behaupte ich gerade nicht, es bestünde die Gefahr des Fortbestehens der terroristischen Gewalt des Nationalsozialismus. Die Problematik ist m.E. anders gelagert.

BAUMAN versucht nachzuweisen, dass bestimmte Merkmale und Charakteristika der Moderne selbst die Normalität des Holocaust ausmachen, auch wenn er in anderer Hinsicht ein nicht relativierbares und einzigartiges historisches Ereignis ist und bleibt. Dabei scheint mir folgender Gedanke, der auch bei FOUCAULT auftaucht, zentral. Von seiner Grundintention war der Holocaust keineswegs ein Werk der Zerstörung. Er war, wie DÖRNER (1988) zeigt, Teil einer Strategie, die zum Ziel hatte, eine neue, bessere Gesellschaft herbeizuführen. Hierin konvergieren BAUMAN (1992) zufolge der Nationalsozialismus und der Kommunismus unter Stalin. „Die bessere Welt, effizienter, moralischer, schöner, der die Vernichtung diente, war der Kommunismus oder die rassistisch reine, arische Welt, eine harmonische, konfliktfreie Welt, leicht zu lenken, geordnet, kontrollierbar. (...) Die beiden berüchtigtsten und extremsten Fälle des modernen Genozids waren nicht Verrat am Geist der Moderne, nicht Verirrung vom geraden Pfad des Zivilisationsprozesses – sie waren der konsequente, ungehemmte Ausdruck dieses Geistes“ (107 f.).

Der Holocaust war inspiriert durch eine gleichermaßen politisch und medizinisch verfasste Vision des Heiles, der Befreiung der Gesellschaft von ihren Leiden, dem Streben nach Überlegenheit einer vollkommenen Gesellschaft. Das war die Vision. In seiner Durch-

führung folgte der Holocaust insofern Grundprinzipien moderner Gesellschaft, als er bürokratisch geplant und verwaltet, auf technisch höchstmöglichem Niveau, formalisiert und effizient organisiert wurde, auf einer durchgeplanten Logistik beruhte, sich moderner Kommunikationstechniken bediente und den Akteuren durch Arbeitsteilung und Distanz zum Geschehen affektive und moralische Entlastung bot.

Über die bisher genannten Aspekte hinaus ist auch das ökonomische Nutzenprinzip bedeutsam. Ökonomisch-utilitaristisches Denken gehört zu den Herzstücken der Moderne. Ökonomisierung bedeutet nicht nur Taxierung, quantifizierende und hierarchisierende Bewertung und Bilanzierung von Arbeit, Leistung, Produktivität und dergleichen mehr, sondern von Leben überhaupt. Wie SPECK (2003) in einer neuen Überblicksarbeit zeigt, durchziehen Ökonomisierungsprozesse die Geschichte Europas und Amerikas: vom Beginn der Industrialisierung und dem Aufkommen der ‚Sozialen Frage‘ über die machtvolle biopolitische Bewegung der Eugeniker und die Bevölkerungspolitik des Nationalsozialismus bis in die gegenwärtigen sogenannten Bio- und Lebenswissenschaften hinein. Der ökonomische Nutzen spielte in den Argumenten der Sozialdarwinisten, Eugeniker und Rassenhygieniker ebenso eine zentrale Rolle wie bei den Nazis und in den gegenwärtigen ethischen Debatten, etwa im Kontext der modernen Medizin oder der Neugestaltung des Gesundheitswesens. Auch hier sind Ethik und Monetik mitunter aufs engste verquickt. Es gilt festzuhalten: Dies sind Faktoren, die keineswegs nur in einer Diktatur mit einer explizit rassistischen Ideologie und terroristischen Machtstrategien zum Tragen kommen können.

Was den produktiven Pol angeht, die Anstrengungen der Gesellschaft, sich vom Leiden zu befreien, wende ich mich nun mit einigen Hinweisen Michel FOUCAULT zu.

Bevölkerungspolitik, Medizin und ‚Bio-Macht‘

FOUCAULTs Theorie der Bio-Macht ist äußerst komplex und kann hier nicht einmal in Grundzügen skizziert werden. Jedoch möchte ich auf einen Punkt hinweisen, der deshalb von Bedeutung ist, weil er auf eine Strömung historischer Kontinuität verweist, in dem auch der Nationalsozialismus und seine Bevölkerungspolitik steht. Gegenstand der Bio-Macht ist der lebendige menschliche Körper, seine Sexualität und Fortpflanzung, Geburt, Krankheiten, Alter und Tod, aber auch und vor allem die Gesundheit der Bevölkerung, der Gesellschafts-Körper. Bio-Macht ist eine Machttechnologie, eine politische Technologie des Lebens, die über den menschlichen Körper einen Zugriff auf das Leben mit dem Ziel der Regulation der Bevölkerung sucht. Im Zentrum dieser Macht stehen die Funktionalisierung, Regulierung, Effizienz- und Produktivitätssteigerung des Lebens der einzelnen Menschen und der Gesellschaft insgesamt. Bio-Macht ist deshalb eine Macht zum Leben, die darauf abzielt, das Leben, gattungsbezogene biologische Prozesse „zu erfassen (...) und deren Regulierung sicher zu stellen“ (FOUCAULT 1999, 291). Sie greift ein, „um das Leben zu verbessern, seine Unfälle, Zufälle, Mangelercheinungen zu kontrollieren“ (292). Auf unterschiedliche Weise ist diese Problematik auch mit derjenigen der Sterblichkeit und der Ökonomie verbunden.

Auf den Plan gerufen wurde die Strategie der Politik des Lebens mit dem Beginn der Industrialisierung im 19. Jahrhundert angesichts der Unproduktivität alter Menschen, aber auch von Unfällen, individuellen Gebrechen und Anomalien. Einerseits hat die Biopolitik für derartige Phänomene verschiedene sozialstaatliche Unterstützungseinrichtungen hervorgebracht bzw. bereits existierende ausgebaut, andererseits auch „viel subtilere und ökonomisch viel rationalere Mechanismen als die große, zugleich massive und

lückenhafte Unterstützung, die im wesentlichen an die Kirche gebunden war“ (288).

Mit FOUCAULT kann man die Bio-Macht mit den Begriffen „Bevölkerung – biologische Prozesse – Regulierungsmechanismen – Staat“ (S. 295) umreißen. Krankheiten sind Faktoren „des Entzuges von Kräften, der Verminderung von Arbeitszeit, des Energieverlustes und ökonomischer Kosten, und zwar ebenso sehr aufgrund des von ihnen produzierten Mangels wie der Pflege, die sie kosten können. Kurz: Krankheit als Bevölkerungsproblem: nicht mehr als Tod, der sich brutal auf das Leben legt (...) sondern als permanenter Tod, der in das Leben hineinschlüpft, es unentwegt zerfrißt, es mindert und schwächt“ (287).

Diese Probleme wurden zunächst mittels Messungen, statistischer Berechnungen und globaler Vorhersagen erfasst. Die aus diesen Analysen und Daten abgeleitete Politik hatte nicht primär das Individuum zum Gegenstand, sondern gegebene Populationen. FOUCAULT schreibt, im Lichte dieser sich neu herausbildenden Sehweise sei es notwendig geworden, „die Sterberate zu verändern und zu senken, das Leben zu verlängern und die Geburtenrate zu stimulieren. Es geht insbesondere darum, Regulationsmechanismen einzuführen, die in dieser globalen Bevölkerung mit ihrem Zufallsfaktor ein Gleichgewicht herstellen, ein Mittelmaß wahren, eine Art Homöostase etablieren und einen Ausgleich garantieren können; es geht kurz gesagt darum, Sicherheitsmechanismen um dieses Zufallsmoment herum, das einer Bevölkerung von Lebewesen inhärent ist, zu errichten und das Leben zu optimieren (...)“ (290). Deshalb auch beschreibt FOUCAULT die Bio-Macht als Regulierungs- und Normalisierungsmacht, in der die Medizin einen politischen Charakter annimmt.

FOUCAULT arbeitet in seiner Vorlesung auch die rassistische Wendung, die die Bio-Macht und die Biopolitik insbesondere unter

den Nazis genommen hat. Nach seiner Deutung hat das Naziregime die biologische Regulierung bisher am straffsten und nachdrücklichsten aufgenommen und zum Ausdruck gebracht. Es ist aber durchaus nicht der einzige, und schon gar nicht ein isolierter Exponent dieser Herrschaftstechnik. Vielmehr ist sie der radikalisierte Ausdruck einer Politik, von der die gegenwärtigen Entwicklungen im Bereich der sog. ‚Lebenswissenschaften‘ keineswegs frei sind. Zwar gibt es gegenwärtig in Deutschland keine staatliche, zentral gesteuerte Geburten- und Bevölkerungspolitik – gleichwohl hat sich ein engmaschiges Netz vorgeburtlicher Beratung und Diagnostik etabliert, das darauf abzielt, genetische, chromosomale oder körperliche Abnormitäten frühzeitig zu erkennen, und das auch in denjenigen Fällen, in denen gar keine Therapie möglich ist. Man muss daher die vorgeburtliche Diagnostik im Kontext eines Entwicklungsprozesses sehen, den HABERMAS (2001) treffend als Herausbildung einer ‚liberalen Eugenik‘ bezeichnet. Das Beunruhigende hieran ist laut HABERMAS „das Verschwimmen der Grenze zwischen der Natur, die wir *sind*, und der organischen Ausstattung, die wir uns *geben*“ (44). Zwar hat sich der Nationalsozialismus zur Durchsetzung seiner Bevölkerungspolitik auch der Instrumente des Massenmordes bedient. Dennoch steht, wie oben angedeutet, außer Zweifel, daß diese Politik von ihrer Intention her keine Politik der Zerstörung war, sondern eine, die sich das Ziel gesetzt hat, Leben zu machen. Und eben dies: die Eingriffe in das Leben und das Machen von Leben, verweist auf die grundlegende Problematik der Biomedizin und der ‚Lebenswissenschaften‘.

Vor diesem Hintergrund scheint mir die komplexe Theorie von FOUCAULT ein Instrument der Analyse bereitzustellen, das einen skeptischen und kritischen Kontrapunkt zu ‚lebenswissenschaftlichen‘ Bedenkenlosigkeiten oder gar Euphorien bereitstellt. Sicherlich ist der Rückgriff auf FOUCAULT nicht frei von der Gefahr,

jegliche Entwicklungen im Feld der Biomedizin unter Generalverdacht zu stellen. Dies ist nicht meine Absicht. Jedoch hat die Behindertenpädagogik nach meiner Auffassung eine kritische Funktion, und dazu gehört auch die Aufgabe, vor der Versuchung zu warnen, sich von der Last der Geschichte zu befreien. Dies ist etwas durchaus anderes, als die Geschichte für eigene Zwecke in Dienst zu nehmen.

Fazit

Vor dem vorab skizzierten Hintergrund möchte ich die These wiederholen, die ich bereits an anderer Stelle formuliert habe: Wie aus der deutschen Kultur heraus der Holocaust entstehen konnte, kann aus der globalisierten, biotechnologisch durchdrungenen Kultur der Gegenwart die Schattenseite der vorherrschenden ‚Ethik des Heilens‘ hervorbrechen und ihr pathologisches Potential dominant werden lassen (vgl. DEDERICH 2003, 178).

Ich möchte mit zwei Zitaten schließen, die eine deutliche Skepsis gegenüber einfachen Gleichsetzungen oder Parallelisierungen artikulieren und zugleich auf die Bedeutung der Geschichte für die Debatten und Probleme der Gegenwart verweisen.

Anders als häufig behauptet, so schreibt Andreas KUHLMANN (2001), können aus den Verbrechen, die im vergangenen Jahrhundert im Namen der Medizin begangen worden sind, keine ethischen Schlüsse für die Bewertung neuer medizinischer Verfahren gezogen werden. „Die Geschichte zeigt jedoch, was für eine ungeheuer expansive und destruktive Kraft der – echte oder vorgebliche – Wunsch entfalten kann, Menschen zu heilen. Dieser Dynamik fallen dann all zu schnell jene zum Opfer, die als unheilbar gelten. Man sollte sich hieran erinnern, damit der ‚therapeutische Imperativ‘ nicht als ein ‚kategorischer Imperativ‘ missverstanden wird und

inhumanen Interventionen Tür und Tor öffnet“ (KUHLMANN 2001, 34).

Und Michael WUNDER schreibt: „Um die Gefahr einer einfachen Wiederholung der Geschichte geht es nicht. Es geht um das Erinnern und das Wachhalten der Erinnerung dessen, was geschehen ist, und um das Gewährwerden, was geschehen könnte, wenn die Wachsamkeit und die Sensibilität gegenüber erneuten Gefahren nachlässt. Eine Mentalität des Schlusstrichs, doch endlich damit aufzuhören, und die Behauptung, heutige Phänomene hätten überhaupt nichts mit der geschichtlichen Entwicklung zu tun, sind mit dieser angemahnten Geisteshaltung ebenso wenig vereinbar wie eine willfährige Indienstnahme der Geschichte für die jeweiligen eigenen Ziele und die Gleichsetzung unbeliebter aktueller Verhältnisse mit denen des Faschismus“ (WUNDER 2003, 21).

Literatur

- BAUMAN, Zygmunt: Dialektik der Ordnung. Die Moderne und der Holocaust. Hamburg 1992
- DEDERICH, Markus: Die Ausgrenzung und Vernichtung von Behinderten in der Geschichte und die bioethischen Fragen der Gegenwart. In: Institut für Gesellschafts- und Sozialpolitik an der Johannes Kepler Universität Linz, Oberösterreichische Landesdirektion, Oberösterreichisches Landesarchiv (Hg.): Wert des Lebens. Gedenken – Lernen – Begreifen. Linz 2003
- FOUCAULT, Michel: In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am College de France (1975/76). Frankfurt 1999
- HABERMAS, Jürgen: Die Zukunft der menschlichen Natur. Unterwegs zu einer liberalen Eugenik?. Frankfurt 2001
- KUHLMANN, Andreas: Politik des Lebens – Politik des Sterbens. Biomedizin in der liberalen Demokratie. Berlin 2001
- SPECK, Otto: Ökonomisierung. In: Dederich, Markus (Hg.): Bioethik und Behinderung. Bad Heilbrunn 2003
- WUNDER, Michael: Mit der Geschichte lernen? Der biomedizinische Fortschritt als Herausforderung an Medizin und Gewissen. In: Institut für Gesellschafts- und Sozialpolitik an der Johannes Kepler Universität Linz, Oberösterreichische Landesdirektion, Oberösterreichisches Landesarchiv (Hg.): Wert des Lebens. Gedenken – Lernen – Begreifen. Linz 2003

Zu zitieren als:

Markus Dederich: NS-Euthanasie und `Bioethik`, in: Heilpädagogik online 03/03, 57-66
http://www.heilpaedagogik-online.com/heilpaedagogik_online_0303.pdf,
Stand: 01.07.2003

Rezensionen

Brezinka, Wolfgang: Erziehung und Pädagogik im Kulturwandel. München 2003
Preis: 33,- €
ISBN: 3-497-01628-4



„In den modernen Gesellschaften vollzieht sich ein schneller Kulturwandel. Von ihm sind nicht nur Wissenschaften, Technik und Wirtschaft betroffen, sondern auch die normgebenden Kulturgüter wie Religion, Weltanschauung, Geschichtsbild, Moral, Recht, Sitte und Kunst.“

Diese Worte aus der Pressemitteilung des Reinhardt-Verlags zum hier vorgestellten Buch weisen schon recht deutlich den Weg, den der Verfasser zu gehen gedenkt. „Erziehung und Pädagogik im Kulturwandel“ empfiehlt sich als Orientierungshilfe für Erziehung und Bildungspolitik.

Der Autor lehrte in seiner aktiven Zeit Erziehungswissenschaft in Innsbruck, Würzburg und Konstanz und hat bereits zahlreiche Schriften zum Thema veröffentlicht. BREZINKAs Anliegen ist u.a. die Kritik an den Irrwegen der Erziehungswissenschaft. Ein edles Anliegen, welches leider zu selten den Weg in die Öffentlichkeit findet.

Auf welcher Basis ruht diese Kritik und die Vorschläge zur Veränderung? BREZINKA bezeichnet seinen Standpunkt selbst als „neo-konservativ“ (14); eine Einstellung, die erstaunlicherweise bei Pädagogen selten anzutreffen ist. So fordert der Autor anachronis-

tisch klingende Eigenschaften wie „gute Gesinnung, Glaubensüberzeugungen und Tugend“ (ebd.) wieder in die praktische Ausübung erzieherischen Handelns einfließen zu lassen. Man sollte vor diesen Begriffen jedoch nicht zurückschrecken, stehen sie doch beinahe synonym für populärer klingende Worte wie „demokratische Grundüberzeugung“ oder „moralisches Handeln“.

Wer die gesellschaftlichen Strömungen in der letzten Zeit beobachtet hat, wird feststellen, dass der Ruf nach einer „Werte-Erziehung“ lauter geworden ist. Möglicherweise sind zu viele enttäuscht von den bildungspolitischen und erziehungswissenschaftlichen Idealen der 70er und 80er Jahre, die letztlich auch nichts besser gemacht haben (siehe PISA: schlechter). Es ist also an der Zeit für Vertreter einer konservativen Pädagogik, welche den Wert von Tradition, Glauben und Moralerziehung propagieren und sich auf einen abendländischen Wertekanon berufen.

Erneut: es klingt anachronistisch, aber viele Gedanken, die BREZINKA äußert, regen durchaus zum Weiterdenken an. So spricht er von einer Krise der gesellschaftlichen Normen und Institutionen, „die auf Zustimmung, Gehorsam und Dienstbereitschaft der Bürger angewiesen sind“ (21). Zustimmung, Gehorsam und Dienstbereitschaft? In welchen Zeiten leben wir denn? - In Zeiten, in denen man sich gegen unterdrückenden Gehorsam und freudlose Dienstbereitschaft positioniert, gleichzeitig jedoch einsieht, dass die Welt nicht antiautoritär funktionieren kann.

BREZINKAs Ausführungen regen zum Denken an, aber die gewonnen Gedanken werden oft auch lauter: der Mann vergisst einfach auch viele Dinge. So sieht er die Religion als wichtige Basis für die Erziehung zur Moralität, erkennt auch das gemeinschaftsbildende Element der Religion, verkennt dabei jedoch die religiöse

Pluralität in unserer Gesellschaft; BREZINKAs Denken ist zu sehr auf die traditionelle (west)europäische Gesellschaft ausgerichtet, die wir so schon lange nicht mehr haben. Genau da ist auch der Knackpunkt zu sehen: nichts gegen konservatives Gedankengut auch in der Erziehungswissenschaft. Wenn dieses Gedankengut jedoch auf nicht vorhandenen Voraussetzungen basiert, wird es obsolet.

"Erziehung und Pädagogik im Kulturwandel" entspricht nicht dem zeitgemäßen und aktuellen Stand im Rahmen der pädagogischen Forschung. Für ein als wissenschaftlich eingeordnetes Buch sind die Theorien und Vorschläge BREZINKAs zu wenig flexibel und zu einseitig.

Sebastian Barsch

**Fachverband für
Behindertenpäda-
gogik NRW (Hrsg.):** Körperbehindertenpädagogik.
Praxis und Perspektiven
Gladbeck 2003
Preis: 14,80 € (für vds-Mitglieder 10,- €)
ISBN: 3-00-010877-7

Der Regionalverband NRW des Fachverbandes für Behindertenpädagogik (vds) legt mit dem vorliegenden Buch ein Werk vor, das sich mit aktuellen Fragen der Körperbehindertenpädagogik befasst. Allerdings liegt – wie sonst oft in der Fachliteratur – der Schwerpunkt nicht auf einer theoretischen Herangehensweise an das Fach, sondern es kommen vielmehr Autoren aus der Praxis zu Wort, um über ausgewählte Aspekte ihrer Arbeit zu berichten. Der somit gesetzte Akzent auf der praktischen Arbeit kommt schon in den Überschriften der thematischen Schwerpunkte zum Ausdruck.

„Körperbehindertenpädagogik in der Praxis“ ist der erste inhaltliche Schwerpunkt überschrieben. Die darin gefassten Beiträge setzen sich dabei mit Fragen der schulischen Förderung, wie sie in den verschiedenen Schulstufen zentral wichtig sind, auseinander: Worauf kommt es in der Arbeit mit Schulanfängern bzw. im sog. E-Bereich an? Was sind die vordringlichsten Fragen, die es bei der Arbeit in der Sekundarstufe I zu beachten gilt? Wie kann die Vorbereitung auf die nachschulische Lebenssituation gestaltet werden? Zusätzlich erwarten den Leser Informationen zum Computereinsatz im Unterricht (ein Beitrag, der auch Neulingen auf dem Gebiet der Computertechnologie sinnvolle Tipps zu geben versteht), ein grundlegender Artikel zum Thema Unterstützte Kommunikation und ein Beitrag zur Frühförderung körperbehinderter Kinder.

Den zweiten Schwerpunkt setzt das Buch auf Fragen der integrativen Praxis. Es werden Möglichkeiten und Probleme der Umsetzung schulischer Integration diskutiert bzw. anhand eines konkreten Fallbeispiels veranschaulicht.

Einen großen Teil des Buch nimmt die sich nun anschließende ‚Erweiterte Praxis‘ ein. Es werden die folgenden Themen angesprochen:

- Teamarbeit
- Elternarbeit/ -beratung
- Diagnosepraxis (der Autor verzichtet auf den Begriff ‚Diagnostik‘, da er diesen als nicht eindeutig definiert erachtet)
- Physiotherapie
- Ergotherapie
- Pflege und Versorgung

Der starke Praxisbezug wird auch in diesen Beiträgen durchgehend beibehalten. Immer wieder greifen die Autoren auf Erfahrungen aus ihrer beruflichen Tätigkeit zurück, um bestimmte Sachverhalte zu veranschaulichen.

Im letzten Abschnitt – überschrieben mit ‚Praxisorientierte Theorie‘ – werden in drei Beiträgen grundlegende Fragen zur gegenwärtigen Situation der Körperbehindertenpädagogik aufgegriffen und diskutiert.

Insgesamt halte ich dieses Buch für sehr empfehlenswert für all diejenigen, die sich im schulischen Bereich der Körperbehindertenpädagogik betätigen, seien es nun Studierende, Lehramtsanwärter, Lehrer, Fachleiter oder Therapeuten. Für diesen Interessentenkreis stellt das Buch zweifelsfrei eine gewinnbringende Lektüre dar. Da

sich der Preis in einem sehr akzeptablen Bereich bewegt (immerhin umfasst das Buch mehr als 330 engbedruckte Seiten), steht einer Empfehlung nichts mehr im Wege.

Interessenten können das Buch über die Homepage des vds-NRW – <http://www.vds-nrw.de> - beziehen oder ihre Bestellung über diese E-Mail-Adresse aufgeben:

vds-nrw@gmx.de

Die Postanschrift des Verbandes lautet:
Fachverband für Behindertenpädagogik
Landesverband Nordrhein-Westfalen e.V.
Holunderweg 35
53340 Meckenheim

Tim Bendokat

Martin W. Schnell (Hrsg.): Pflege und Philosophie. Interdisziplinäre Studien über den bedürftigen Menschen
Bern u.a. 2002

Preis: 29,95 Euro
ISBN: 3-456-83676-7



„Pflege und Philosophie“ ist ein Sammelband von Texten, die dem Kontext der Forschungsarbeitsgemeinschaft „Ethische Grundlagen“ des Instituts für Pflegewissenschaften der Privaten Universität Witten / Herdecke entstammen.

Mit diesem Buch verbindet der Herausgeber, Martin W. SCHNELL, den Anspruch, einen neuartigen Theorieansatz vorzustellen.

Dem „Verschwinden des Menschen“ in der bio- und medizintechnologischen Vorstellung des Lebens als optimierbarer Designmaterie entspricht das Konzept der angewandten Ethik(en). „Eine *angewandte* Ethik ist wie die Eingreiftruppe der Polizei: konkret vor Ort, einsatzbereit, jede Auffälligkeit meldend.“ (11)

Eine solche Ethik genügt jedoch den Pflegewissenschaften - zu denen in diesem Kontext auch die Heil- und Sonderpädagogik gezählt wird - nicht. „Weil Menschen mit Demenz, im Wachkoma, mit schwersten Behinderungen, Krankheiten oder überschießendem Geist nicht umstandslos mit Freunden [der aristotelischen Ethik, Anm. d. Verf.], Vernunftpersonen und Nutzenmaximierern gleichgesetzt werden können, müssen die Pflegewissenschaft, die Sonderpädagogik und eine dialogisch verstandene Medizin bei der Konstitution von Ethik ein eigenes Gewicht zur Geltung bringen. Es geht darum, das Verständnis von *Leiblichkeit*, *Verantwortung* und *Gerechtigkeit* mitzubestimmen.“ (12) Damit wird auch die Frage nach Ethik neu gestellt.

Nun sind diese Begriffe in heilpädagogisch-ethischen Reflexionen nicht neu. Auch nicht neu ist der Anspruch, den SCHNELL in Bezug

auf Ethik als parteiische Ethik formuliert: „Auf diesem Weg [der Ethik] verfolgen die Pflegewissenschaft, die Heil-/ Sonderpädagogik und bestimmte Auffassungen von Medizin das Anliegen, dass Menschen, die nie, erheblich lange nicht oder immer nur teilweise autonome und selbstbestimmte Personen sind, nicht von der Menschenwürde und aus dem Schutz- und Achtungsbereich des Ethischen ausgeschlossen werden dürfen.“ (20)

Ich greife hier zwei Artikel von den insgesamt elf heraus, die den Kontext von Leiblichkeit, Verantwortung, Gerechtigkeit und Ethik beleuchten. Der erste der beiden Artikel geht bekannte gedankliche Wege:

Dieter GRÖSCHKE begreift in seinem Beitrag („Leiblichkeit, Interpersonalität und Verantwortung - Perspektiven der Heilpädagogik“) den Menschen zunächst als das Mängelwesen, als das ihn GEHLEN beschrieb. Die Philosophie dachte den Menschen oftmals anders, indem sie seine Körperlichkeit mehr oder weniger ausblendete. Ihr Ausweg bestand im autonomen, quasi körperlosen Subjekt. Dieser Ausweg ist jedoch zugleich Irrweg: Im leiblich verfassten Selbst wird die philosophische Trennung zwischen Subjekt und Objekt, Geist und Natur aufgehoben. Statt dessen ist Geist nur körperlich verfasst denkbar. Diese Leiblichkeit hat eine normative Implikation. „Der philosophisch-anthropologische Begriff der Leiblichkeit und der ethische Begriff der Person gehören also zusammen; sie bilden einen ethisch-anthropologischen Verweisungszusammenhang.“ (92) In dieser leiblichen Verfasstheit jedes Menschen liegt zudem das Phänomen der Zwischenleiblichkeit begründet, also die ursprünglich in der Entwicklung des Menschen angelegte Interpersonalität, die mit LÉVINAS als Verantwortung gedacht werden kann.

Soweit folgt GRÖSCHKE Gedanken, die in ganz ähnlicher Form bereits bei DEDERICH („Behinderung - Medizin - Ethik“, 2000) formuliert sind. Vielleicht kann man seinen Beitrag als eine knappe Fokussierung des Zusammenhanges von Leiblichkeit und Verantwortung verstehen. Den Anspruch, „die normative Grundentscheidung für Personalität jedes Menschen zu jedem Zeitpunkt seiner Existenz“ (83) (also die partielle Grundannahme der heilpädagogischen Ethik!) begründet oder plausibel gemacht zu haben, ist jedoch uneingelöst, zumindest für die Phase der pränatalen Existenz des Menschen.

Sie bleibt es auch bei DEDERICH, wenn er zum Schluss seines Beitrages formuliert: „Die radikale Bejahung einer umfassenden nicht-exkludierenden Ethik müsste dennoch zu der Frage Stellung beziehen, wann schutzwürdiges menschliches Leben beginnt, wann die Schutzwürdigkeit endet und ob es graduelle Abstufungen gibt, beispielsweise zwischen einer Blastozyste, einem Erwachsenen oder einem Hirntoten, oder ob es zu konflikthaften Entscheidungssituationen kommen kann, in denen wie auch immer geartete Güterabwägungen notwendig und auch moralisch legitim sind.“ (282) Konkret: Ist tatsächlich schon die Blastozyste leiblich verfasst? Und worin unterscheidet sich die menschliche von irgendeiner anderen Blastozyste?

DEDERICH nähert sich dieser Problematik in seinem Beitrag „Der imperfekte Mensch und das moderne Heilsdenken - Ambivalenzen moderner <Anthropotechniken> diskutiert aus behindertenpädagogischer Sicht“ aus einer ganz anderen Richtung. Er erkennt in den aktuellen Debatten um Präimplantationsdiagnostik, die Entwicklung gentechnologischer Therapien und Verfahren des Klonens, etc., die uralte Vision und Utopie der Überwindung des imperfekten Menschen. Eine (exemplarische) Analyse der sloterdijkschen „Regeln für den Menschenpark“ zeigt die Gentechnologie als eine

Fortsetzung des alten Heilsdenkens mit neuen Mitteln, als ein von der Natur selbst bereitgestelltes Instrument der Befreiung des Menschen von den Unvollkommenheiten und Zwängen der Natur. Allerdings ist die Kehrseite der neuen Freiheiten und Chancen eine technische Subjektbeherrschung. Diesen Anthropotechniken steht nun die Schutzfunktion einer nichtexkludierenden Ethik entgegen. Eine solche Ethik muss den konkreten Anderen als Ausgangspunkt nehmen: Dieser „übersteigt die kategorial verfasste Wirklichkeit und unterläuft damit den binären Erfassungscode <perfekt-imperfekt>.“ (281)

Allerdings bleiben auch hiermit zwei Probleme bestehen: die genannten biomedizinischen Entwicklungen bergen in sich auch Chancen, denen eine fundamentalistische Verneinung ebenso wenig gerecht wird, wie ein blinder Fortschrittsoptimismus den genannten Risiken. Die Auseinandersetzung mit diesen Ambivalenzen steht für die Behindertenpädagogik noch aus.

Und zweitens beantwortet eine solche nichtexkludierende Ethik bisher nicht die Frage nach dem Beginn einer solchen Schutzwürdigkeit. Die Frage bleibt also bislang nicht stringent begründete, in ihren Widersprüchlichkeiten nicht erschöpfend ausgeleuchtete Grundannahme einer heilpädagogisch-ethischen Reflexion.

So bleibt DEDERICHs Ausblick: „Wenn die vorangehend entwickelten Vermutungen zutreffen, stellt sich das Projekt der Entwicklung einer nicht exkludierenden Ethik in der Tat als ein epochales Projekt dar, ginge es ihm um letztlich nicht weniger als eine ethische Überwindung einer der innersten Triebfedern menschlichen Handelns [...] - einer Triebfeder, [...] deren Ziel die Überwindung des Imperfekten ist, was nichts anderes heißt als die Überwindung des Menschen.“ (282)

Mit diesem Projekt ist der Anspruch sicher nicht zu klein gehalten.

Markus Brück

Veranstaltungshinweise

Juli 2003

Neue Entwicklungen in der Inklusiven Pädagogik: Internationale Perspektiven

Internationale Konferenz der University of Liverpool, Department of Education

Termin: 16.-18.07.2003

Im Rahmen dieser Konferenz wird ein Internationales Expertenteam aus Holland, England, Deutschland und den USA eine Reihe von ganztägigen Workshops zur Weiterentwicklung der eigenen Professionalität im pädagogischen Rahmen anbieten. Innerhalb dieser Workshops und einer Reihe von Vorträgen wird sich mit der Frage nach neuen Entwicklungen in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen mit besonderem pädagogischem Förderbedarf auseinandergesetzt.

Alle Workshops und Vorträge werden in Englisch gehalten, allerdings sprechen fast alle Vortragenden auch Deutsch und können somit flexibel auf Fragen reagieren.

Workshops:

- Promoting self esteem and emotional intelligence – Frits Roelofs, Amersfoort, Holland
- Profiling for resilience with disaffected young people – Dr Gisela Schulze, Prof Manfred Wittrock, Bremen / Oldenburg
- Second Steps - a programme from the U.S. designed to develop impulse control, anger management and empathy - Alan Grocock, Lambeth, UK
- Working with bereavement in school - Nicole Kastirke / Sven Jenessen, Cologne & Oldenburg
- Using psychomotor strategies to promote the development of the whole child - Dörte Detert / Dr Monika Willenbring, Hannover
- Working with young families to foster attachment and bonding - Henrike Schulte, Köln
- Developing effective playtimes - Nancy Lamb, U.S.
- Quiet Place workshop - Penny Moon, Liverpool, U.K.

Teilnahmegebühr: 235 Euro

Anmeldungen an: Jo Cawood, The University of Liverpool, Department of Education, 19 Abercromby Square, Liverpool L69 7ZG (Tel: 0151 794 2483)

"Wer bewegt was und was bewegt wen in der Frühförderung?"

Aktuelle Bedürfnisse, Erfordernisse und förderliche Perspektiven interdisziplinärer Frühförderung

Termin: 17.-19.07.2003

Tagung in Kooperation mit der Vereinigung für Interdisziplinäre Frühförderung, Landesvereinigung NRW e.V. im Zentrum für Frühbehandlung und Frühförderung e.V.

Fortbildungszentrum
Rolshoverstrasse 7-9
51105 Köln

Informationen

Tel. 0221-27805-24

Fax 0221-27805-29

E-mail: udiehl@netcologne.de

Internet: <http://www.fruehbehandlung.de>

Sommeruniversität:

Disability Studies in Deutschland "Behinderung neu denken"

Termin: 18.-01.08.2003

Eine Veranstaltung im Europäischen Jahr der Menschen mit Behinderungen öffnet kulturwissenschaftliche Perspektiven der Disability Studies an der Universität Bremen.

Nähere Infos und Programm

Internet: <http://www.sommeruni2003.de>

August 2003

Keine Termine.

September 2003

Ich und Du

Fachkonferenz zur Qualität Heilpädagogischen Handelns

Beginn: Samstag, 13.09.2003

Fachtagung zur Qualität Heilpädagogischen Handelns
Eine Kooperationsveranstaltung mit der Europäischen Akademie für Heilpädagogik im BHP in Bathildisheim e.V., Bathildisstr. 7, 34454 Bad Arolsen.

Anmeldung:

Tel. 05691 - 899149

Email: seminare@bathildisheim.de

„Wir wollen mehr als nur dabei sein!“

Menschen mit und ohne Behinderung reden über das Recht auf Teilhabe

Beginn: Donnerstag, 18.09.2003

Ort: Universität Dortmund

„Wir wollen mehr als nur dabei sein! Menschen mit Behinderung und ihr Recht auf Teilhabe“ - so lautet der Titel des Kongresses, den die Bundesvereinigung Lebenshilfe vom 18. bis 20. September 2003 für Menschen mit und ohne Behinderung zusammen mit der Universität Dortmund veranstaltet. Jetzt liegt das Programm mit rund 120 Einzelveranstaltungen vor.

Sie alle zusammen spiegeln die Ziele des Europäischen Jahres der Menschen mit Behinderung wider: „Teilhabe verwirklichen! Gleichstellung durchsetzen! Selbstbestimmung ermöglichen!“ Gefördert wird der Kongress unter anderem vom Bundesministerium für Gesundheit und Soziale Sicherung, von der Europäischen Union und der Aktion Mensch. Die Schirmherrschaft hat Bundestagspräsident Wolfgang Thierse übernommen.

„Teilhabe“ bezeichnet in den Sozialgesetzen solche Rechte, auf die behinderte Menschen Anspruch haben. Was aber ist Teilhabe? Darauf antwortet Kongresspräsidentin Ingrid Völl, die als Sprecherin des Lebenshilferates Menschen mit Behinderung vertritt: „Teilhabe ist, dass jeder ein Recht hat, überall mitzumachen. Teilhabe ist, dass mich Menschen ohne Behinderung akzeptieren.“

Insofern hat Teilhabe viele Facetten, die in Veranstaltungen auf dem Lebenshilfe-Kongress beleuchtet werden, und zwar in den Themenbereichen „Politik und Bürger“, „Mitbestimmung in Verbänden und Selbsthilfegruppen“, „Teilhabe im Alltag“ und „Lebensgeschichten“.

Das Arbeitsprogramm ist natürlich nicht alles: Begegnungen und Gespräche, Erkundungen der Stadt Dortmund sowie gemeinsames Feiern runden das Ereignis ab. Übrigens: Zum Kongressfest mit dem „Meister“ Guildo Horn und der Lebenshilfe-Band Tabuwta am 19. September sind Gäste aus der Umgebung herzlich eingeladen.

Das Kongressprogramm ist zu bestellen bei der Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung
Raiffeisenstraße 18
35043 Marburg

Telefon 06421/491-116, Fax – 616
E-Mail: vertrieb@lebenshilfe.de
Internet: <http://www.lebenshilfe.de/>

**Neue Wege zur Professionalität
Heil- und rehabilitationspädagogische Ansätze**
Donnerstag, 25.09.2003

Der Lehrstuhl für Soziale und Berufliche Rehabilitation der Universität Marburg führt eine Tagung durch mit den Themenschwerpunkten „Empowerment – Konsequenzen für die Professionalisierung“ (Prof. Georg Theunissen), „Von der Integration zur Inklusion – ein Schritt zu mehr pädagogischer Qualität“ (Prof. Andreas Hinz) und „Teilhabe – Aspekte sozialer und beruflicher Rehabilitation“ (Prof. Winfried Baudisch). Arbeitsgruppen runden die Veranstaltung ab.

Informationen:
Universität Magdeburg
Brandenburger Straße 9
Lehrstuhl Soziale und Berufliche Rehabilitation

E-Mail: ilona.hasemann@gse-w.uni-magdeburg.de

Vormerken

Differenz anerkennen

Ethik und Behinderung – ein Perspektivenwechsel

Internationale Tagung

5. und 6.12.2003 in Berlin

Im Rahmen des Europäischen Jahres der Menschen mit Behinderungen

Veranstaltet vom Institut Mensch, Ethik und Wissenschaft, der Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung und der Katholischen Akademie in Berlin.

In den Debatten über die Biomedizin wird die Perspektive von Menschen mit Behinderungen tendenziell ausgeblendet oder nicht ernst genommen.

Mit der Tagung „Differenz anerkennen“ wollen wir die Blickrichtung in der ethischen Debatte der Biomedizin ändern, damit zukünftig: 1. Menschen mit Behinderungen an der ethischen Urteilsbildung beteiligt sind; 2. die gesellschaftlichen Folgen auf das Leben von und mit behinderten Menschen nicht aus dem Blick geraten; 3. die Verletzlichkeit des Menschen, die Sorge für andere Menschen und die Anerkennung der gegenseitigen Abhängigkeit in Ethik-Konzeptionen berücksichtigt wird.

Auf der Tagung werden wir nicht nur fragen, welche neuen Verfahren aus ethischer Sicht erlaubt oder verboten sein sollen. Wir wollen auch die Fragen diskutieren, in welcher Welt wir alle zukünftig leben wollen und mit welchen Schritten wir dorthin gelangen können.

Ort:

Tagungszentrum der Katholischen Akademie in Berlin

Hannoversche Straße 5

10115 Berlin

Information und Anmeldung:

www.differenz-erkennen.de

Kontakt:

Roland Kipke

E-Mail: kipke@imew.de

Telefon: 030-293817-77

Über die Autoren

Heidemarie Adam

Studium an der Pädagogischen Hochschule Berlin; ab 1963 Lehrerin an Grundschulen; ab 1968 Lehrerin an einer Schule für Praktischbildbare (Geistigbehinderte); 1972 - 1974 Studium der Geistigbehindertenpädagogik in Marburg; verschiedene Studienaufenthalte in den USA; 1976 Promotion an der Philipps-Universität Marburg, Thema der Dissertation: Curriculum-Konstruktion für Geistigbehinderte; ab 1980 Rektorin an einer Schule für Geistigbehinderte; Mitarbeit bei Inclusion International; ab 1984 Oberstudienrätin im Hochschuldienst an der Universität Würzburg; Studienaufenthalte und Lehrtätigkeit in Indien, Indonesien, den Philippinen, Thailand, Bangladesh, Singapur; 1992 Habilitation an der Universität Odenburg; Mitarbeit bei ISAAC; Thema der Habilitationsschrift: Mit Gebärden und Bildsymbolen kommunizieren; seit 1993 Professorin für Geistigbehindertenpädagogik an der Universität Leipzig; seit 2002 inhaltliche Leitung und wissenschaftliche Begleitung des Lehrgangs Unterstützte Kommunikation (LUK); seit 2002 Mitglied des Wissenschaftlichen Beirates von ISAAC

Kontakt: adamh@rz.uni-leipzig.de

Gary L. Albrecht

Gary L. Albrecht is Professor of Public Health and of Disability and Human Development at the University of Illinois at Chicago. His current work focuses on the quality of life of disabled persons and the political economy of disability. His most recent books are the "Handbook of Social Studies In Health and Medicine", Sage: 2000 (with Ray Fitzpatrick and Susan Scrimshaw) and the "Handbook of Disability Studies", Sage: 2001 (with Katherine Seelman and Michael Bury) both of which have been released in soft back in 2003. He is a Fellow of the American Association for the Advancement of Science (AAAS) and in 2003 a Visiting Fellow at Nuffield, University of Oxford.

Kontakt: garya@uic.edu

Walter Grode

Dr. phil. Walter Grode (Jg. 1949) Politologe in Hannover, ehem. Ingenieur, Offizier und Berufspädagoge. 1986 Promotion über „Euthanasie“ in den NS-Konzentrationslagern. Diverse Publikationen über Wehrmachtsverbrechen, Zeit- und Kulturgeschichte. Feldforschung im Weinberg der Literatur, des Alltags und des Alterns. An Multipler Sklerose erkrankt. Seit mehr als 27 Jahren im Rollstuhl.

Kontakt: walter_grode@hotmail.com
<http://www.resability-forum.de/>

Markus Dederich

Markus Dederich studierte Soziologie und Philosophie und gelangte über einige Umwege zur Sonderpädagogik. Nach fünf Jahren wissenschaftlicher Arbeit am Seminar für Geistigbehindertenpädagogik der Universität zu Köln habilitierte er in Allgemeiner Heilpädagogik zu Fragen der (Bio)Ethik. Seit etwa einem Jahr ist Markus Dederich Professor für Theorie der Rehabilitation und Pädagogik bei Behinderung an der Universität Dortmund.

Kontakt: markus.dederich@uni-dortmund.de
<http://www.uni-dortmund.de/FB13/>

Hinweise für Autoren

Falls Sie in „Heilpädagogik online“ veröffentlichen möchten, bitten wir Sie, ihre Artikel als Mailanhang an eine der folgenden Adressen zu senden:

sebastian.barsch@heilpaedagogik-online.com

tim.bendokat@heilpaedagogik-online.com

markus.brueck@heilpaedagogik-online.com

Bitte senden Sie die Texte als reine ASCII-Datei, d.h. als unformatierter Text (meist mit der Endung .txt). Ausnahmen sind vorher abzuklären.

Bilder sollten im jpg-Format vorliegen. Falls ein Text Grafiken enthält, wäre es sinnvoll, zusätzlich zum ASCII-Text einen im Rich-Text-Format (RTF) formatierten Text zu senden, aus dem die Positionierung der Bilder deutlich wird.

Sie können natürlich auch Ausdrucke an uns senden, die Adressen finden Sie unter dem Inhaltsverzeichnis.

Leserbriefe und Forum

Leserbriefe sind erwünscht und werden in den kommenden Ausgaben in Auswahl aufgenommen – soweit uns Leserbriefe erreichen. Sie sind an folgende Adresse zu richten:

leserbrief@heilpaedagogik-online.com

Alternativ können Sie ihre Meinung auch direkt und ohne Zeitverlust im Forum auf unserer Seite kundtun:

<http://www.heilpaedagogik-online.com/netzbrett>

Wir werden die dort vorgenommenen Eintragungen – ob anonym oder namentlich – nicht löschen oder ändern, sofern sie nicht gegen geltendes Recht verstoßen oder Personen und Institutionen beleidigen.